

Das Angebot

Brigitte Burmeister

# Brigitte Burmeister

## Das Angebot

Kriminalroman

An aerial photograph of a city, likely a coastal town, with a rainbow arching over the buildings. The rainbow is the central focus, with its colors transitioning from red on the left to purple on the right. The city below is densely packed with buildings, and the surrounding landscape is flat and open.

BB

Brigitte Burmeister  
DAS ANGEBOT

# Das Angebot Brigitte Burmeister

Das Angebot  
Brigitte Burmeister

DAS ANGEBOT

Kriminalroman

Brigitte Burmeister

*brigitte burmeister*

BB

## I

*RockschöÙe wie Rabenflügel, wenn der Wind darunter fährt. Aber der hat sich längst gelegt, nur eine Erinnerung hinterlassen, Kühle und klaren Himmel. Der Mantel, eine Generation zu weit, hängt schlaff an meinen Schultern, er stört mich beim Gehen. Blicke ich reglos stehen vor der langen Mauer in dieser gottverlassenen Straße, kämen aus den Häusern dort drüben plötzlich Kinder hervor, mit Haaren, schwärzer als meine Verkleidung, hüpfen im Kreis um die Vogelscheuche, erfänden einen Gesang, der ihnen Mut machen und in einem pyromanischen Plan enden würde.*

*Ich klemme die Mappe fest unter den linken Arm, dessen Hand in dem löcherigen Taschenfutter stochert, auf den Spuren der Finger irgendeines Toten, keine Ahnung, wer den Mantel bei uns vergessen hat. Ich gehe schnell, oder es kommt mir so vor, weil die Straße etwas abschüssig ist. Ich gehe dicht an der Mauer, da kann ich die Firste der Grabtempel nicht sehen, die aus den niedrigen Steinreihen aufragen. Ich habe genug von diesem Tag, dieser Stadt mit ihrem sprichwörtlichen Lebenssinn, dem rosa Backstein selbst hier noch, den Pappeln und Tauben. Ich will nur das Auto wiederfinden, das ich irgendwo in dieser Gegend abgestellt habe.*

*Dann zurück in die Berge. Ich werde sie schon von weitem sehen, ihre grauen Spitzen im Blau. Wenn kein Nebel kommt. Höher hinauf wird es klar sein, gewiss schon dunkel, wenn ich im Dorf bin. Das letzte Stück zu Fuß, den gewohnten Pfad bergan, kein Problem, abgesehen von den unbequemen Schuhen und dem fremden Gewand. Was tut's. Das einzige, worauf ich achten muss, ist die Mappe mit Philipps Aufzeichnungen und einigen Tonbändern. Catherine hat sie mir gegeben.*

*«Du wirst das Material brauchen», sagte sie, «zur Ergänzung oder als Gedächtnisstütze.»*

*Bestimmt. Denn was ich behalten habe von ihrem stundenlangen Erzählen, reicht allein nicht hin, um die Geschichte aufzuschreiben.*

*«Und du willst es wirklich versuchen», fragte Catherine, «wo du doch nichts davon hast und genug andere Arbeit, denk ich mir. Einfach uns zuliebe?»*

*«Sagen wir, wegen der langen Abende, die jetzt kommen, wegen der Einsamkeit dort oben und meiner Lust auf Abwechslung. Du weißt, ich habe noch nie probiert ... Lesen, ja, auch reden. Was glaubst du, wie viel ich geredet habe, die letzten Monate, mit den Kindern, mit den Leuten aus all diesen Werkstattgruppen. Seit zwei Wochen spreche ich nur noch zu dem lieben Getier, meinem Brennofen und mir selbst. Keine hundert Worte am Tag. Paradiesisch. Aber auf die Dauer ... Also, rückst du das Material heraus? Mir zuliebe?»*

*«Aber ja, ich weiß gar nicht, wie ich dir ...»*

*«Bist du einverstanden, dass ich erst wiederkomme, wenn alles fertig ist?»*

*«Natürlich. Danke, Nicolas. Und geh mir nicht verloren.»*

*Ach zum Teufel mit den Abschieden. Ich stehe da, einen Stein in der Kehle, nichts sonst, nichts.*

Eines Morgens, Mitte September, rief Philippe sie an.

Sie war gerade dabei, langsam wach zu werden, die Wärme des Bettes zu genießen. Sie spürte Appetit auf heißen starken Kaffee, den sie schon zu riechen glaubte. Da läutete das Telefon. Als sie sich meldete, hörte sie die vertraute Stimme. Philippe, obwohl er sie lange nicht gesehen hatte, sprach, als wäre er erst am vorigen Abend bei ihr gewesen. Er fragte nichts, teilte nur mit, er werde gleich vorbeikommen, das Frühstück bringe er mit, es sei doch auch für sie angenehmer, nicht allein beim Morgenkaffee zu sitzen. Ehe sie sich richtig ärgerte, hatte er schon aufgelegt. So war es

immer. Woher nahm er nur die Sicherheit, über andere zu bestimmen, und warum hatte sie ihrem ersten Impuls, dieses Verhalten als Zumutung zu empfinden, nicht nachgegeben? Sie mochte Philippe immer noch.

*Ich sehe Philippe vor mir, den Rücken eines aufmerksamen Schülers, der selten bei der Sache war, beschäftigt mit ganz anderen Dingen. Immerzu grandiose Projekte, jedes dazu bestimmt, die Welt aus den Angeln zu heben, wenn man ihm nur Zeit gab und aufhörte, ihn mit törichtem Schulstoff zu behelligen. Ein Spinner, ein Muttersöhnchen und doch allgemein geachtet. Mein bester Freund über lange Jahre. Später verloren wir uns aus den Augen. Er in Paris, ich in Montpellier. Wenn wir uns mal trafen, war es nicht mehr wie früher. Er war plötzlich erwachsen geworden, nicht zu seinem Besten, fand ich. Doch dann, als er sich in Catherine verliebte - diese Schwärmerei. Du musst sie kennenlernen, die schönste, die klügste, die bezauberndste Frau der Welt undsoweiter, zwei Seiten lang. Ein Wunder, dass sie mir trotzdem gefiel. Und Philippe hatte in seinem Brief nicht übertrieben: «Welch ein Gesicht, am schönsten ihre Augen. Die Farbe ein intensives Graublau, das sich verändert, je nachdem, ob du den Blick nach oben wandern lässt, zu den kurzgeschnittenen blonden Haaren, oder abwärts, auf das weite schwarze Hemd über ihrer bloßen Haut. Immer trägt sie dieses Schwarz.» Ich fiel aus allen Wölken, als ich von der Trennung erfuhr. Philippe hatte mir nie von irgendwelchen Schwierigkeiten erzählt. Später wich er meinen Fragen aus. So weiß ich nur, wie Catherine die Geschichte erlebt hat. Auch für sie die große Liebe.*

Aber zermürbend: Philippes Art zu bestimmen, den Älteren, Erfahrenen hervorzukehren, sein männliches Besserwissen, seine unaggressive, doch keinen Widerspruch zulassende Sprechweise. All das führte mit der Zeit zu schrecklichen Debatten, die sich meist um Kleinigkeiten drehten.

Catherine wusste nicht mehr, wo er tatsächlich im Recht war und wo sie sich wehren, sich durchsetzen musste. Schließlich blieb ihr nur noch die Möglichkeit, sich von ihm zu trennen oder sich völlig unterzuordnen.

Die Trennung war hart. Philippe hatte es anfangs überhaupt nicht begreifen wollen, er kam oft zu ihr, in der Hoffnung, sie umzustimmen. Nach und nach wurden diese Besuche ein bloßes Wiedersehen, seltener mit der Zeit. Unmerklich ergab es sich, dass sie vor allem von beruflichen Dingen sprachen. Philippe verschaffte Catherine hin und wieder einen Auftrag bei der Pariser Zeitschrift, die ihn auch nach seinem Umzug in die Provinz zu ihren Mitarbeitern zählte. Für ihn die ideale Lösung. So konnte er sich ab und an vom Dasein eines Lokalreporters erholen, in die belebende Stadt zurückkehren, seine zweite Heimat - die eigentliche, fand er, Kollegen und Freunde dort treffen, Stunden ungestörter Arbeit in einem Café des Quartier latin zubringen.

Bei einem seiner Pariser Aufenthalte war er Catherine über den Weg gelaufen, buchstäblich. Sie konnte nicht mehr ausweichen, es gab einen schmerzhaften Zusammenstoß. Catherine erinnerte sich genau an diesen Augenblick vor beinahe acht Jahren, an Philippes Verlegenheit und ihren für beide überraschenden Vorschlag, er könne den Schaden wiedergutmachen, indem er ein Glas spendiere, gleich hier in dem Bistro, in das sie sowieso wollte. Sie mochte den stillen kleinen Platz an der alten Ecole Polytechnique.

Philippe verliebte sich auf der Stelle, und er sagte es ihr schon am nächsten Abend, unter einer Trauerweide am schmalen Ende der Ile de la Cité. Catherine rührte seine alt modische Art, die Einladung zu einem Abendspaziergang, der stimmungsvolle Ort, den er für seine Liebeserklärung ausgesucht hatte, das Armband, das er ihr schenkte, damit sie ihn nicht vergesse. Der Himmel unterstützte seine Werbung mit dem

wunderbar weichen und klaren Licht, das vielleicht doch eigentümlich ist für Paris und die Ile-de-France. Philippe sagte, es habe ihm so gut getan, dass Catherine die Geschichte seiner Laufbahn freundlich mitangehört, ihn nicht für geistesgestört erklärt hatte: seine Stelle bei einer renommierten Zeitschrift aufzugeben und in die Provinz zu ziehen, nur weil seine Mutter nicht mehr allein mit dem Haus ihrer Vorfahren zurechtkam.

Damals erwiderte Catherine noch nicht, was sie später, als sie ihm schon gefolgt war, bei jeder Gelegenheit sagte - dass ihr sein unverhohlen kleinkariertes und konservatives Regionalblatt immer noch sympathischer sei als das geschmackvolle, kaltschnäuzige und viel zu glatte Magazin, bei dem er sich weiterhin verdingte, dem großen Journalismus zuliebe.

«Du solltest eher sagen, den großen Gruppen zuliebe», bemerkte sie einmal und musste sich naiv nennen lassen, weil sie nicht verstünde, zwischen Finanzierung und politischem Druck zu unterscheiden.

«Ökonomisch abhängig, ansonsten frei? Also, ich weiß nicht, wer von uns beiden naiver ist.»

Die Aufgaben der Presse, Macht und Ohnmacht der Journalisten wurden zu einem hartnäckigen Thema zwischen ihnen, Überbleibsel aus der Zeit ihres gemeinsamen Lebens. Philippe erschien, bepackt mit allem, was man braucht für ein ausführliches Frühstück zu zweit. Er gab sich Mühe, locker und gelöst zu erscheinen.

«Nach dieser verregneten Woche der erste schöne Tag», sagte er zur Begrüßung.

«Als ich vorhin am Fluss entlangging unter einem Gewölk aus Blättern und Licht, als ich die tanzenden Schatten auf dem Trottoir, den violett und rosa getupften Spiegel des Wassers sah, kam ich mir vor, als ginge ich durch ein impressionistisches Gemälde, das aus dem Flimmer und der Leichtigkeit unserer früheren Heimatstadt gewachsen ist.»

Er konnte aus dem Stegreif fast druckfertige Sätze produzieren. Catherine war gerade dabei, Wasser in den Kessel zu füllen. Sie sah auf. Immer, wenn Philippe so weitschweifig anfing, gab es etwas Besonderes, das er nicht sofort mitteilen wollte. Stracks mit einer Sache herauszuplatzen, die ihm am Herzen lag, hielt er für infantil. Nichts wollte er weniger sein.

«Erzähl lieber, warum du so früh schon auftauchst. Du weißt, wie sehr ich es mag, am Morgen nicht gestört zu werden.»

«Ich wär schon noch dazu gekommen. Ich weiß nicht, ob du es erfahren hast. Etienne Dubois ist verunglückt, mit seinem Auto eine Böschung heruntergestürzt, das Auto explodierte, er kam in den Flammen um, wenn er nicht vorher schon tot war.»

«Ich habe es im Radio gehört. Neben schlimmeren Nachrichten.»

«Sein Tod hat ihn mitten aus meiner Arbeit gerissen, ja, aus meiner. Ich war dabei, einen großen Artikel über ihn vorzubereiten. Nun das.»

«Und was soll ich dabei? Was interessieren mich die Bosse, noch dazu einer mit solchem Allerweltsnamen.»

«Eine Art Porträt. Warum von Dubois? Ganz einfach. Unser Land hat seit zweihundert Jahren eine Wirtschaftsordnung, die kapitalistisch ist. Das kann man begrüßen oder beklagen . . .»

«Man kann sie auch verteidigen oder bekämpfen», bemerkte Catherine.

«Einerlei, wir leben damit. Diese Ordnung hat ihre Funktionäre, einer von ihnen ist Dubois. War, muss man leider sagen. Kein Parasit, kein Bürokrat, ein Unternehmer. Einer von den Erfolgreichen. Wie lebte dieser Mann, wo kam er her, wie hat er gearbeitet, welchen Umständen und Eigenschaften verdankte er seinen Aufstieg? Es interessiert mich, das herauszufinden, und ich lasse mich durch so etwas Zu fälliges wie einen Autounfall nicht davon abbringen. Gautier ist nach wie vor an meiner

Geschichte interessiert. Wir wollen schließlich anderes bringen als diese ewigen Legen den von Stars und königlichen Paaren und . . .»

«Du willst einen Chef zeigen, wie er wirklich war, kein Idol, aber auch keinen Popanz von Millionär, gerissen, fett und korrupt, die unvermeidliche Brasil in der unvermeidlich zynischen Schnauze. Nein, einen einfachen Menschen, fleißig, intelligent, bieder.»

Catherine suchte nach einem weiteren Eigenschaftswort.

«Warum begreifst du nicht, dass ich nichts weiter will, als Mosaiksteine einer in ihrer Gesamtheit ohnehin nicht erfassbaren Welt zusammenzutragen? Redlich. Wenn ein Berichterstatter nicht mehr an das Urteilsvermögen der anderen glaubt, wenn er irgendeiner Wahrheit zuliebe an der Wirklichkeit herumkorrigiert, dann kann er . . .», nun suchte auch Philippe nach einer passenden Fortsetzung. «Ich werde dir jedenfalls mit meinem Artikel beweisen . . .»

«Ja, du wirst mir beweisen . . .»

«Es ist komisch. Gerade du als Fotografin müsstest doch . . .»

«Im Gegenteil. Wenn du jahrelang diese Bildchen herstellst, geht dir irgendwann auf, dass die Betrachter nicht genau das sehen, was du ihnen zeigen willst. Aber ich will was Bestimmtes zeigen, sonst würde ich nicht fotografieren. Mir ist nicht einerlei, wie man meine Bilder versteht. Ich will, dass man über die Tatsachen nachdenkt, indem man sich mit meiner Sicht auseinandersetzt. Die muss deshalb deutlich sein, wie soll ich sagen, sichtbar. Sie muss in der Auswahl der Objekte zum Vorschein kommen, im Blickwinkel der Aufnahme, in der Verteilung von Licht und Schatten. Ich habe es auch mit anderen Mitteln versucht, mit Fotogeschichten und Montagen. Trotzdem», Catherine stützte das Gesicht in die Hände, «ich verstehe dich, ich kenne diesen Wunsch, auf jede Wertung zu verzichten und einfach zu zeigen, was geschieht. Aber das ist ein Phantom. Wir interpretieren immer, unweigerlich, schon wenn wir Interesse an einer

Sache bekunden.» «Ich weiß. Die Wahrheit ist parteilich, das heißt relativ, das heißt letzten Endes subjektiv. Und wenn ich kein Interesse an der Wahrheit hätte, sondern an der Wirklichkeit?»

Catherine sah Philippe an.

Irgendwie ungreifbar. Schwer zu sagen, woher dieser Eindruck kam. Vielleicht, weil nichts an seinem Äußeren hervorstach. Ein ruhiges, regelmäßiges Gesicht, glattes, sorgfältig geschnittenes dunkelbraunes Haar, eine helle, jedoch nicht blasse Haut, Hände, die gepflegt aussahen, ohne dass an ihren Nägeln übermäßig gefeilt worden wäre. Ein Typ, zu dem die gediegene und bequeme, den Wechsel der Moden überdauernde Kleidung passte, die Catherine gefiel: ein weißes Baumwollhemd, ein graues Tweed-Jackett im Fischgrätenmuster, eine etwas dunklere Flanellhose, Halbschuhe aus weichem schwarzem Leder. Es würde Arbeit kosten, von diesem Mann Bilder zu machen, die sich dem Gedächtnis an derer einprägten. Aber sie sollte ja nicht ihn fotografieren.

«Ich brauche Bilder von der Beerdigung. Alle Welt wird dort sein. Vielleicht gibt es auch für dich etwas Brauchbares, wenigstens das strenge Schwarz und Weiß der Trauergäste dürfte nach deinem Geschmack sein.»

Catherine antwortete nicht. Sie blickte zur gegenüberliegenden Wand, auf das alte Foto. Aus der Entfernung konnte sie Einzelheiten nicht erkennen, doch sie kannte das Bild genau: Ein holzgetäfeltes Arbeitszimmer, schräg im Raum ein gigantischer Schreibtisch, vorm Fenster zwei Klubsessel, zwischen ihnen ein niedriger runder Messingtisch, auf dem Fußboden ein Bucharateppich. Im Zimmer zwei Männer - der eine lässig, mit übergeschlagenen Beinen auf dem vom Schreibtisch etwas abgerückten Lehnstuhl sitzend, das Gesicht gut ausgeleuchtet. Catherine hatte es auf den ersten Blick an jenes als Oval über Plantage, Herrenhaus, Dampferanlegestelle prangende Konterfei eines bärtigen Mannes in bestem Alter erinnert, der ihr mild und ernst von einer der flachen Blechschach-

teln entgegensah, in denen ihre Mutter Knöpfe aufzubewahren pflegte. Der Herr auf dem Foto reichte eine Zigarrenkiste einem Mann hin, der sich vor ihm verbeugte - man sah den gekrümmten Rücken, den eingezogenen Kopf - und die rechte Hand ausstreckte, um gleich, die nächste Bewegung war klar, eines der Prachtexemplare aus dem Angebot herauszuklauben und in der Innentasche der Jacke zu verwahren, während seine Linke immer noch die Mütze hielt.

Eine vollkommen ins Bild gesetzte Beziehung, nichts musste hinzu gedeutet werden. Der Fotograf hatte genau den Augenblick erfasst, an dem die Szene sich selbst aussagte. Er hatte auch darauf geachtet, die Tür mit aufzunehmen. Sie stand halb offen und zeigte, dass wenig Zeit für die Besenkung vorgesehen war, die einen menschlichen Nacken derart zu beugen vermochte. Aufnahmen wie diese meinte sie, wenn sie Philippe vom Verschmelzen der Tatsachen mit einer bestimmten Bedeutung, einem Wertausdruck zu überzeugen versuchte. Wie sollte man in diesem Bild etwas anderes erblicken als empörende Ungleichheit und die Verletzung menschlicher Würde? dachte sie und scheute sich doch, Philippe ihre Ansicht mitzuteilen. Sie kannte seine Abneigung gegen die, wie er es nannte, Manipulation durch bequeme Bilder und hatte keine Lust auf Streit.

Catherine löste den Blick von dem alten Foto. Für sie stand fest: Solche Bilder wollte sie machen. Eines Tages würde vielleicht auch Philippe begreifen . . .

«Gut», sagte sie, «ich komme mit. Wann und wohin?» «Heute, Zentralfriedhof. Spätestens um zwölf müssten wir aufbrechen.»

Sehen, wie die Bilder kommen, erste, schemenhafte Konturen, dann rasch zunehmendes Schwarz, Kontraste und Abstufungen auf einer ein-



zigen Skala, nichts Buntes beteiligt am Realismus dieser Abbilder einer farbigen Welt. Augen blicke der Belohnung.

Catherine arbeitete gern in der Dunkelkammer. Sie mochte das rötliche Licht und seine Spiegelungen auf nie ganz glatter Oberfläche, den strengen Geruch der Entwicklerlösung. Im Lauf der Jahre hatte sie ein Verfahren gefunden, das ihren Fotos den Reiz von Grafiken verlieh. Sie kopierte die Bilder auf hartem Papier, reproduzierte die schwarzweißen Strukturen und mischte sie mit den Originalnegativen. Auf den ersten Blick gewann man den Eindruck von Holzschnitten, bei näherem Hinsehen zeigten sich vielfältige und weichere Formen in den dunklen Feldern. Als Philippe das eines Tages entdeckte, war er fasziniert und erging sich in enthusiastischen Ausführungen über den Tastsinn des Blickes, die Geologie der Wahrnehmung, das Fotografieren im allgemeinen, Catherines Verfahren im einzelnen und sie selbst im besonderen.

«Vom Abstrakten zum Konkreten», fasste Catherine zusammen, aber das fand Philippe nun etwas dürftig. Gleichviel, sie war erfreut und stolz angesichts der Wirkung einer Technik, die zu erproben sie viel Geduld gekostet hatte.

Sie hasste es, unter Zeitdruck zu arbeiten. In Ruhe aber, wie jetzt, genoss sie sogar das Entwickeln von Aufnahmen, die sie nicht interessierten. All diese Trauergäste, einzeln, in Gruppen, am Grab stehend, einander die Hände schüttelnd mit immer derselben Beileidsmiene - ein eingefrorenes Gesellschaftsspiel, bei dem nicht eine Träne floss und Catherine die Leidtragenden nur daran erkannte, dass sie still standen, den rechten Arm angewinkelt zur Entgegennahme eines von Gemurmel begleiteten Händedrucks, an die hundert Mal gewiss, zum Sterben öde. Und lebendig erschienen sie ihr nur in dem Augenblick, als sie eine Kondolenz abwehrten, jeder mit einer anderen Geste, alle, nur der schöne

Junge nicht, wirklich fotogen. Pierre Dubois, hatte Philippe ihr zugeflüstert. Als einziger wechselte er ein paar Worte mit diesem Verirrten, von dem man denken konnte, er sei auf das falsche Begräbnis geraten. Der war ihr sofort aufgefallen, wie er ziellos und geschäftig umherlief, geradezu munter, die schwarzen Formationen durcheinanderbrachte und sich nur durch eine dunkle Baskenmütze, die als Ballon auf seinem hohen Schädel saß, der vorherrschenden Farbe angepasst hatte, ansonsten bei seiner wohl ständigen Kleidung geblieben war: ausgebleichten Jeans und einer dunkelbraunen Lederjacke. Ein Bärtiger mit verwüstetem Gesicht, Alkoholiker bestimmt, und dieser Aura des Gescheiterten, die seit je Catherines Interesse wachrief.

Gut, ihn nun wiederzusehen. Sie hängt das Foto zum Trocknen auf. Inmitten einer belanglosen Gruppe Pierre Dubois und der Langhaarige, Hand in Hand. Sie vergrößerte den Ausschnitt, Bild eines Gegensatzes, der durch den Handschlag eher betont als überbrückt wurde. Ein Motiv ganz nach ihrem Geschmack. Das Herumstehen auf dem Friedhof hatte sich gelohnt. Ungeduldig wartete sie auf Philippe. Er sollte sehen, dass erst die Arbeit der Fotografin das freigelegt hatte, was Catherine aussagende Wirklichkeit nannte.

Sie hielt Philippe, kaum dass er zur Tür herein war, den Abzug hin, triumphierend fragte sie ihn: «Nun, was hältst du davon?»

Philippe antwortete nicht. Er zog eine Zeitung aus der Tasche, blätterte hastig, deutete mit einer Handbewegung auf den seltsamen Beerdigungsgast, sagte: «Das ist er doch, oder?» und zeigte Catherine die aufgeschlagene Seite.

«Meinst du wirklich?» Catherine zögerte. «Er sieht hier irgendwie anders aus, . . . ein Zeitungsfoto, trotzdem . . .» Ihr Blick ging hin und her: dasselbe Gesicht, zweifellos. Jetzt erst las sie, was unter der Aufnah-

me stand. Die üblichen Formeln. Unbekannte Person, tot aufgefunden, zweckdienliche Hinweise an . . .

## 2

*Ich taste mich voran in dieser Geschichte, die ich doch kenne, und stoße immerzu auf Lücken. Dabei erschien mir Catherines Erzählung ganz zusammenhängend. Aber nun, beim Aufschreiben, muss ich Dinge hinzuerfinden, um das, was ich weiß, miteinander zu verbinden. Das Material von Philippe hilft mir sehr viel weniger, als ich auf dem Weg hierher, die Mappe im Arm wie einen Schatz, glaubte. Logisch, er hat ja unter anderen Gesichtspunkten, für einen anderen Zweck gesammelt: die Dubois-Story. Und was er, nebenbei, in seinem Notizheft vermerkt hat, ist häufig so knapp und ungeordnet, dass ich Stunden damit zubringe, diese Brocken in eine Erzählung aufzulösen.*

*Zum Beispiel steht da, wenige Tage vor Dubois Tod: "2. 9. Anruf bei Pierre Dubois, Verabredung dank Ammons. Orlando." Das habe ich endlich entschlüsselt, einigermaßen plausibel, nehme ich an. Dass Philippe den Sohn von Dubois kennenlernen, ihn über den Vater ausfragen wollte, lag nahe. Also rief er an, beschrieb sein Anliegen und blitzte offenbar ab. Pierre hasste den Alten, das geht aus der ganzen Geschichte klar hervor. Folglich hatte er keinerlei Lust, einem Journalisten zu helfen, der Etienne Dubois in einem groß aufgemachten Artikel zu verewigen gedachte. Das Weitere muss sich so abgespielt haben: Während Pierre ein mehr oder minder wortreiches Nein formulierte, hörte Philippe im Hintergrund Musik, die er kannte. Er unterbrach Pierre, sagte: «Das ist doch Albert Ammons», nannte sicher auch den Titel des Stückes, das Jahr der Aufnahme - nicht umsonst war er der versierteste Jazzliebhaber*

*aus der ganzen Klasse - und entlockte Pierre damit ein freudig-erstauntes: «Sie kennen Ammons?» Worauf Pierre beteuerte: «Natürlich, ich mag ihn sehr, seit eh und je.»*

*Dabei weiß ich genau, dass sich seine Boogie-Leidenschaft bald zugunsten des modern Jazz abgekühlt hatte. Egal, er erreichte sein Ziel. Pierre schlug ihm ein Treffen im Orlando vor, einer Bar, die Philippe zum ersten Mal betrat.*

Der Ort sah aus, als habe ihn jemand erfunden, um mit einer bis ins Detail durchdachten Komposition das Wort «exklusiv» zu veranschaulichen. Eine Falle für ahnungslose oder unaufmerksame Passanten, die, von der schlichten Fassade getäuscht, erst im Inneren des Hauses begriffen, dass sie nun zwischen peinlichem Rückzug oder nicht minder peinlichem Ausharren zu wählen hatten.

Philippe bemerkte, als er Catherine von seinem Erlebnis in der Bar erzählte, dass es ihm nicht gelang, «das Zusammenspiel der Informationen», wie er sagte, beschreibend zu zerlegen.

«Alles dort fügt sich zu einem Superzeichen, dessen Bedeutung man schnell erfasst, gewissermaßen erleidet, wenn man zu denen gehört, die da nicht hingehören. Ein gutes Beispiel für die stumme Gewalt sozialer Auslese. Kein Türsteher, keine Klubkarte, nicht einmal die Höhe der Preise, nein, allein das Flair des Ortes und seiner natürlichen Nutzer.»

«Ich traue meinen Ohren nicht», unterbrach Catherine. «Du lieferst nichts als Deutungen, keinen einzigen soliden Fakt!»

«Geh doch selber hin», entgegnete er.

Catherine kannte diesen Ton, der Philippes Unsicherheit verriet und seine Kränkung, nicht verstanden zu werden.

«Ich werde mich hüten», sagte sie, «woraus du entnehmen kannst, dass ich dich sehr wohl verstanden habe. Mich überrascht nur, dass ausgerechnet du . . .»

«Mir ging es ja nicht um eine Lokalstudie. Ich hatte eine Verabredung mit Pierre Dubois. Er war schon da, lehnte an der Bar und sprach mit dem Jungen, der dort hantierte, als mixte er nicht nur Getränke, sondern auch Geräusche, das klang einfach gut, diese echte Barmusik. Überhaupt schien der Typ in den Entwurf der Einrichtung inbegriffen, ihr krönender Abschluss oder durch sie geformt, bis hin zu den ovalen Fingernägeln.»

«Mach mal einen Punkt und komm endlich . . .»

«. . . zur Sache, gewiss doch. Als Dubois mich sah, aber das werde ich nicht weiter erzählen, es langweilt dich nur, ich werde dir das Zeremoniell der Bekanntmachung, die Auswahl der Getränke . . .»

«Schade, die hätte mich nun wirklich interessiert. Ich wette, Whisky für Dubois und für Dich - was trinkst du eigentlich außer deinem ewigen Elsässer Gewürztraminer?»

«. . . und das Eröffnungsgeplänkel unseres Gesprächs ersparen. Wir kamen übrigens so rasch zur Sache, dass du deine helle Freude gehabt hättest. Es genügten die Worte: "Mir imponiert Ihr Vater, weil er einer der wenigen Unternehmer ist, die noch ...". Als hätte der Sohn auf diesen Einsatz gewartet, erklärte er mir, ihm sei die Legende bekannt, er gebe sich auch nicht der Illusion hin, sie zerstören zu können. Woran die Öffentlichkeit glauben wolle, daran glaube sie eben, aber von mir nehme er an, vielleicht zu Unrecht, vielleicht wegen Ammons, dass ich ein offenes Ohr für Gegendarstellungen, er vermeide absichtlich das hochtrabende Wort "Wahrheit", habe, sonst säße er mir jetzt nicht gegenüber. Ich nickte und machte mich, Gott weiß warum, auf das gefasst, was dann auch kam, ein psychoanalytisches Lehrbeispiel, da bin ich sicher, auch wenn ich nicht mehr von der Sache verstehe, als man aus

den in Mode gekommenen Aufgüssen erfahren kann. Also, um es kurz zu machen: eine Geschichte von blutigen Steaks und einem Türgriff in Schlangenform.»

«Wie bitte?»

«Ja, Dubois junior griff in das Dickicht seiner frühkindlichen Erlebnisse, und das kam zum Vorschein, mitsamt der Schilderung eines klassischen Dramas im Dreieck Vater - Mutter - Sohn.»

Catherine nickte. «Hast du das Gespräch aufgenommen?»

«Wo denkst du hin. Eine vertrauliche Unterhaltung. Ich habe sie mir gemerkt, vielmehr, ich kann sie aus den Bruchstücken, die ich notiert habe, jederzeit rekonstruieren. Pierre erzählte hastig, unzusammenhängend, nicht aus Erregung, er sprach eher unbeteiligt, wie von einem anderen als sich selbst. Ich gewann den Eindruck, dass es seine Art ist, Sätze nicht zu vollenden und Andeutungen stehenzulassen, mögen die anderen ein Ganzes daraus machen. Was in diesem Fall nicht schwer ist. Mir kam es ständig vor, als hörte ich die stichpunktartige Wiedergabe eines mir irgendwie bekannten Romans, Grundmuster wie folgt . . .»

«Darf ich raten? Junges Mädchen aus ortsansässiger Honoratiorenfamilie, Apotheker, Ärzte, vor allem Juristen, vielleicht mütterlicherseits Amtsadels seit Ludwig XIV.»

«Älter noch. Mach nur weiter!»

«. . . heiratet gegen den Widerstand der Verwandtschaft einen in deren Augen völlig unbedeutenden Mann plebejischer Herkunft. Was waren gleich die Eltern von Dubois, du hast es schon mal erwähnt, glaube ich . . .»

«Der Vater war Böttcher und so tüchtig übrigens, dass er es zu einem gutgehenden kleinen Betrieb mit mehreren Angestellten bringt, die Mutter aus einer Bauernfamilie, ursprünglich arme Pächter, nach 1789 selbständige Landwirte, Weinbauern, soviel ich weiß. Drei Töchter

ter, alle früh verheiratet, und ein Sohn, der das Handwerk des Vaters erlernt, doch statt in dessen Geschäft einzutreten, eine Ausbildung zum Finanzkaufmann durchsetzt. Er bleibt in der Stadt und ist, als er Cécile Levallois kennenlernt, gar nicht mehr unbedeutend, vielmehr im Aufstieg begriffen, Prokurist der Färbemittelfabrik von Noiret, einem Freund der Levallois und vermutlich . . .»

«Ah ja, der Stifter dieser Ehe, nicht wahr? Sagen wir, um deinen Roman abzurunden: ein Mann ohne Nachkommen, der väterliche Gefühle für den begabten Étienne hegt, sich andererseits der gut situierten, doch keineswegs reichen Familie seines Freundes verbunden weiß . . .»

«Keine Ahnung. So weit bin ich in meinen Nachforschungen nicht gegangen, Pierre Dubois hat auch nichts davon gesagt. Ob eingefädelt oder zufällig, für ihn war die Verbindung seiner Mutter mit jenem sporadisch zu Hause auftauchenden Arbeitstier ein Skandal. "Wenn der Alte mit uns aß", erzählte Pierre in seiner sprunghaften Art, "der säbelte wie ein Metzger, viel Fleisch musste er unterm Messer haben und möglichst roh. Saftig. Eine der drei Vokabeln, mit denen er die Genüsse dieser Welt lobte: saftig, stark, göttlich. Dann gab es noch ein paar andere Ausdrücke, Ansporn zu Leistung und Ausdauer. Nichts war schlimmer als gemeinsame Unternehmungen, zum Glück hatte er nie viel Zeit. Nun mal los und nicht so lahm! Ob beim Pilze sammeln, beim Rudern oder Schwimmen, auf Bergwanderungen, sogar, als er uns eines Tages durch den Louvre trieb. Alles wie nach der Stoppuhr und mit dieser blödsinnigen, nie versiegenden Frische. Hätte sich nicht Mama um meine Erziehung gekümmert, wäre ich Analphabet oder Paralytiker. Aus Rache. Ich wusste genau, womit ich ihn in Wut bringen konnte. Aus dir mache ich schon noch einen richtigen

Mann! Haben Sie jemals eine albernere Drohung gehört? Und so ist es geblieben bis heute: Wenn er etwas genießt, - dann schwitzt er. Das Seltsamste ist, ich habe das bei niemand sonst erlebt, obwohl in unserer Umgebung ziemlich viele Reiche . . ., ich schwöre es, er riecht nach Geld."»

Catherine lachte. «Dieser Dubois wird mir richtig sympathisch.»

«Welchen meinst du?» «Den Alten», antwortete sie und setzte nach einer Pause hinzu: «Den Jungen natürlich auch. Und wie ist seine Mutter?»

«Du ahnst es: ein Engel. Zärtlich, schön, klug, lebhaft, voller Einfälle, empfindsam und schutzbedürftig, dabei tapfer, die Güte und Geduld in Person, kurz, ein Wesen, zu schade für diese Welt.»

«Falsch. Zu schade für diesen Mann, für jeden, ausgenommen den einen, dem sie sich aber entzog.»

«Du sagst es. Pierre hat mir eine Menge Gegenstände beschrieben, vielmehr flüchtig Umrissen, ich kann mir die elterliche Wohnung gut vorstellen. Sie lebten, bevor sie die Villa bezogen - den Bungalow, sagte Pierre, weil dieses Wort sich offenbar besser eignete, seine Verachtung auszudrücken -, im Stadthaus der Levallois, frühes 19. Jahrhundert, ein Bürgerpalast, so auch von innen, alles alt oder kostbar oder zumindest wegen seines Alters kostbar, ich will dich damit nicht aufhalten, du magst ja diesen Traditionalismus nicht, also, ich konnte mir die Räume schon vorstellen, das Treppenhaus mit den Ahnenbildern, die Kamine und Spiegel und Gobelins, die Stofftapeten, die Tafelaufsätze, die Stuhllehnen, alles vorstellbar, was er so nebenbei erwähnte, nur, das wird mir jetzt erst bewusst, der eine Gegenstand nicht, den er ausführlich beschrieb, eine Klinken aus Messing, ich brauche dir nicht zu erklären, an welcher Tür.»

«Du hast mich so gut geführt, dass ich allein drauf komme. Sie hatten selbstverständlich getrennte Schlafzimmer, aber manchmal war das der

Mutter verriegelt, man konnte es von außen sehen, der Türgriff stand dann anders, und der kleine Junge, zu wohlherzogen oder zu ängstlich oder zu eifersüchtig, um zu lauschen, starrte auf den Knauf.»

«Genau. Ein Ding, das einer zusammengerollten Schlange glich, mit einem winzigen Augenloch in der Mitte, nicht größer als ein Stecknadelkopf, doch am Außenrand scharf gezackt, eben das bringe ich nicht zusammen. Pierre behauptet, er habe sich dort einmal die Handfläche blutig geritzt. Du siehst, alles in allem eine Geschichte für ein psychologisches Lehrbuch. Für mein Projekt jedenfalls untauglich.»

*"Weitere Gespräche mit Dubois jr. lohnen nicht", steht unter dem 3.9. in Philippes Notizbuch.*

*Zwölf Tage später, also kurz nach Dubois' Beerdigung, eine relativ ausführliche Eintragung: Heute nachmittag bei Pierre. Wohnung am Augustin-Park, zur Flussseite. Akquirier im Freien (Dachgarten: Tamarisken, Oleander, Buchsbaum, zwei kleine Zypressen, Thymian, Lavendel etc., alles erstaunlich üppig, sicher nicht Pierres Pflege). Noch im Schatten sehr warm. Innenräume klimatisiert, Einrichtung sparsam und teuer, für meinen Geschmack zuviel Weiß. Der Flügel natürlich schwarz, Steinway. P. sehr umgänglich. Unklar, warum er mich eingeladen hatte. Mein Grund hinzugehen: Catherines "zwei Welten". Dann in Stichpunkten die Wiedergabe des Gesprächs, soweit es um die Beerdigung und besagtes Foto ging. Wären alle Aufzeichnungen wie diese, hätte ich leichte Arbeit.*

Philippe setzte zu Beileidsworten an, Pierre winkte ab, fragte nur, ob er mit auf dem Friedhof gewesen sei, gesehen habe er ihn nicht, kein Wunder bei dem Andrang. Solch ein Schwachsinn! Ihm schmerzte noch der rechte Arm von all den Händedrücken. Wo er doch sonst diese Sitte

einfach nicht mitmachte, seit langem schon, er wüsste nicht, wann er zum letzten Mal irgend jemand die Hand . . .

«Und diesem hier?» Philippe reichte Catherines Aufnahme hinüber. Pierre besah sie, unschlüssig, wie er reagieren sollte.

«Ein seltsamer Vogel. Gut getroffen. Mich selbst finde ich auf Bildern immer schrecklich, sehen Sie hier, dieser schiefe Mund!»

«Kannten Sie den Mann?»

«Nein, das heißt ja, irgendwie schon, im ersten Augenblick. Ich glaubte, ihn zu kennen, doch als ich ihn ansah, ein fremdes Gesicht, ein Landstreicher, Alkoholiker, Verrückter, was weiß ich. Ich sagte ihm, er solle verschwinden, der aber grinste. Also beim besten Willen, mir fällt nicht ein, wer das ist oder an wen er mich erinnert.»

«Er ist tot. Ermordet. Ganz in Ihrer Nähe, irgendwo am Ufer hier.»

Pierre schwieg und betrachtete weiter das Bild.

«Ich habe mich bei der Polizei erkundigt. Man hat seine Identität ermittelt. Er heißt Teiresias Thivot.»

«Teiresias!» Pierre schlug sich mit der Hand an die Stirn, reichlich theatralisch, fand Philippe.

«Ja natürlich. Jetzt erinnere ich mich. Ich wusste doch, dass ich ihn kenne. Ein Chemiker. Der hat bei meinem Alten gearbeitet, flog raus wegen irgendeinem Skandal. Das ist Jahre her, ich war dreizehn oder vierzehn.»

Pierre richtete sich auf, strich das Haar zurück und sah in die Ferne, als könnte er dort Zurückliegendes erblicken.

«Damals stand er eine Zeitlang jeden Morgen vor unserem Grundstück. Einmal habe ich ihn angesprochen und gefragt, was er wollte. Er machte mich neugierig, und ich hatte auch etwas Angst vor ihm, wie er da immer am Pfeiler zur Einfahrt lehnte, mit langem Haar unter der Baskenmütze. In seiner Jacke steckte eine zusammengerollte Zeitung,

aber ich sah ihn niemals lesen. Eines Morgens fasste ich mir ein Herz. Er war ganz freundlich, fragte mich, ob ich der Sohn von Etienne Dubois sei und stellte sich vor wie bei einem Erwachsenen. Teiresias . . . Der Name war mir schon begegnet. So einer aus dem Trojanischen Krieg, ein Blinder, nicht wahr? Er hockte sich vor mich hin, ich war ja ziemlich klein für mein Alter, und sprach eindringlich, als wollte er mir etwas sehr Wichtiges einprägen: Das war jemand, der mehr sah als andere, der dafür gestraft wurde, dass er Wahrheiten kannte und bei ihrem Namen nannte. Oder so ähnlich. Am nächsten Tag war er nicht mehr da, ich habe ihn nie wieder gesehen, bis auf...»

Pierre lehnte sich zurück, drehte sein Glas in der Hand und schwieg. Auch Philippe sagte nichts. Er sah den schimmernden Fluss entlang, der in der Ferne verschwand, sah den Höhenzug, blau im weiten Panorama. Dort irgendwo musste die Straße sein, die Kurve, der Dubois' Wagen nicht folgen wollte, die Böschung, dort war er hinabgestürzt und in Flammen aufgegangen. Ein Flugzeug zog eine Schleife über die ausgebreitete Landschaft, die Spitze steil aufgerichtet, strebte es einem fernen Ziel zu, Philippe folgte ihm mit den Augen, es nahm Kurs nach Süden.

*Philippe bei der Polizei. Überspringe ich. Ich habe keine Lust, mir das Büro auszumalen, den Beamten vorzustellen. Dass er maulfaul war und, wenn er schon sprach, mit seinen neuen Zähnen kämpfte, was soll's. Philippe verstand immerhin: Ein Fall wie hundert andere, Streit unter Zechbrüdern um den letzten Schluck oder die Ehre. Die Untersuchung Routinesache. Ob eines Tages aufgeklärt oder nicht, die Angelegenheit schien für den Polizisten klar zu sein. "Solche Leute kommen oft auf diese Weise um."*

*Philippe erkundigte sich, wer den Toten identifiziert hatte, erfuhr Namen und Adresse des Mannes und verließ das Revier in der Überzeugung,*

*nicht umsonst dort gewesen zu sein. Schon am nächsten Abend saß er Maurice Leduc gegenüber im Schwarzen Fass, und das stell ich mir gerne vor.*

Philippe Verlegenheit, eine andere als im Orlando, wo er sicher sein konnte, in Pierre Dubois einen Ausweis seiner Lokalwürdigkeit zu besitzen. Hier nun ließ ihn alles im Stich außer seiner Neugier. Sie auf den Raum zu richten, war jedoch unergiebig - eine Kneipe wie hundert andere -, und es war riskant, sie den Zechbrüdern zu zeigen, die dort schluckten und stritten, um die Ehre gewiss nicht. Den Aussprüchen, die er hier für musternde Blicke ernten würde, fühlte Philippe sich nicht gewachsen, weder durch Geistesgegenwart noch durch Leibesstärke. So stand er am Tresen, erleichtert, dass niemand ihn beachtete, der Wirt es bei einem geschäftsmäßigen: Der Herr wünschen? bewenden ließ, bestellte, dem Beispiel der Mehrheit folgend, einen Pastis und hüllte sich in Pfeifenrauch.

Ringsum Klirren und Gelächter, Männerstimmen, provenzalisch in allen Schattierungen. Auf einer Aniswolke in das alte Okzitanien, Gaston Dereme hinterher, wie er die Klasse mit Mistral traktierte. Auswendig mussten wir das lernen: «Blühendes Volk, dir schnitt das Schwert Entfaltung ab. Helle Sonne des Südens, du glühtest allzu sehr. Dumpf brauten Gewitterstürme sich zusammen. Vom Thron verjagt, auf bloßen Füßen und geknebelt, zog die Langue d'oc, in ihrem Stolz noch ungebrochen, hin zu den Hirten, dort zu leben.»

Vielleicht dachte Philippe in diesem Augenblick an mich. Im nächsten, wette ich, verlangte er einen weiteren Pastis und fragte nach Herrn Leduc. Der lange, rötlich blonde Wirt, der eher in ein bretonisches Geisterseherdorf als zu den eventuellen Hirten in seinem Schankraum gehörte,

pflanzte sich vor Philippe auf, als müsste er anstandshalber das Vorzeigen eines Dienstausweises abwarten, bevor er kopfschüttelnd bedauerte.

«Ich bin Journalist», sagte Philippe. «Mir geht es um den Mord an Teiresias Thivot.»

«Aha, die Presse», stellte Jeannot fest, es klang nach: das kleinere Übel. Er reckte seinen linken Arm wie einen Wegweiser in die Richtung, in der nun jemand, beim Erdröhnen des Rufs: «Maurice, du kriegst Besuch», den Kopf drehte, um sich gleich wieder einem Tischgefährten zuzuwenden und fuchtelnd auf ihn einzureden.

«Du schaffst es nicht mehr, du nicht!»

«Aber ich kenne einen, der hat aufgehört. Er arbeitet wieder, hat sogar eine Frau. Der ist jetzt trocken.»

«Der vielleicht. Du schaffst es nicht mehr, du bist zu weit, sag ich dir.»

Maurice sah auf, als Philippe, sein Glas in der Hand, an den Tisch trat, sich vorstellte und für die Unterbrechung des Gesprächs um Entschuldigung bat. Mit galanter Geste bot Maurice einen Stuhl an.

«Sehr erfreut», sagte er, «ich bin ganz Ohr.»

Der Nachbar lamentierte leise weiter, es störte nicht.

Philippe war verwirrt. Sein Gegenüber sah aus wie der mufflige Polizeibeamte, wäre er vorzeitig pensioniert, fortan mit Basteln, Boule und Müßiggang beschäftigt, gutgelaunt und von prächtiger Gesichtsfarbe, statt der störenden Prothese allerlei blitzendes Metall im Mund. Er trug einen weißen Rollkragenpullover, darüber ein cognacfarbenedes Sakko, an der zum Einschenken und Glasheben dienenden Hand einen dicken schwarzen Siegelring. Frisch, glatt, kompakt auf den ersten Blick, steht in Philippes Notizbuch. Die Risse und Sprünge bemerkt man erst bei genauerem Hinsehen. Trotzdem, noch könnte Maurice Leduc das Reklamebild für einen Cognac abgeben, der

sich wider den branchenüblichen Edelstil als Freund des einfachen Mannes anpreist. Dabei trank er Hennessy? Martell? Remy-Martin?

*Hier versagte Philippes Gedächtnis offensichtlich. Es fehlen auch weitere Angaben zu Maurice. Ich denke, Philippe stellte sich darauf ein, nur das zu behalten, was Teiresias betraf, also zur Sache gehörte. Jedenfalls ist kaum anzunehmen, dass der Gesprächspartner, wo er doch schwadronierte, dem Journalisten, den er auf der Stelle und unerbittlich als seinen Gast behandelte, so gut wie nichts von sich selbst erzählt haben soll.*

Seine Verwandlung in ein Ohr machte Maurice schon nach der ersten Frage rückgängig, um sich von da an in seinem eigentlichen Element zu bewegen. Aus dem Redefluss, nur unterbrochen durch das Einschenken und Trinken von Cognac einer nicht identifizierten Marke, tauchte der arme Philippe nach anderthalb Stunden umnebelt auf. Er begab sich nach Hause und notierte, als wollte er sich mittels Kürze rächen, hinter dem Befund Eindrucksvolle Suada eine Reihe meist unvollständiger Sätze, die sich zu zwei Strängen zusammenfügen lassen.

Erstens: Castor und Pollux.

«So könnte man uns nennen», stellte Maurice fest und fügte, der einschlägigen Bildung seines Gegenübers nicht ganz sicher, erklärend hinzu: «... auch wenn wir weder Faustkämpfer noch Roßbändiger sind und unsterblich auch nicht, wie mein Freund gerade bewiesen hat.»

Philippe verkniff es sich fortzufahren: Und einander so unähnlich, dass niemand auf die Idee gekommen wäre, uns für Zwillinge zu halten, von einem Göttervater ganz zu schweigen. Unzertrennlich waren wir nur im Schwarzen Fass, wo wir gemeinsam das Licht der Welt erblickten, eines Abends, und fortan unsere Abenteuer bestanden, die Niederlagen verschmerzten und manchen Sieg davontrugen.

Derlei Scherze verboten sich. Maurice trauerte um den Freund, das erkannte Philippe, auch ohne die allgemein gebräuchlichen Signale zu bekommen.

«Mit ihm konnte man wenigstens sprechen. Er fehlt mir», sagte Maurice, im Lauf des Abends immer häufiger.

Zweitens: Der Seher.

«Er war aus Theben. Ein Zeichendeuter und Wahrsager. Weil er von einem Paar Schlangen die eine getötet hatte, und das sogar im Wiederholungsfälle, wurde er in eine Frau verwandelt, dann zurück in einen Mann. Suchen Sie sich aus, was Sie für die Strafe halten. Die Belohnung liegt auf der Hand. Teiresias hatte die Erfahrung beiderlei Geschlechts. Aber er konnte sich nicht lange daran freuen. In einem Streit zwischen Hera und Zeus musste er den Richter spielen und entscheiden, wer in der Liebe größeren Genuss fände. Mann oder Frau. Teiresias entschied sich für die Frau, somit gegen Heras Meinung. Aus Rache blendete sie ihn. Der Gatte zeigte sich erkenntlich und entschädigte ihn durch die Sehergabe. Eine dieser Sauereien aus dem Zeusclan», schloss Maurice, erbittert auch über die späte Fortsetzung der Geschichte. «Und Thivot senior hatte nichts Besseres zu tun, als seinem einzigen Spross den komischen Namen aufzuhalsen, das muss ihn einen harten Kampf mit den Behörden gekostet haben, und dem Jungen immer mal die Legende zu erzählen. Das reichte. Ich meine, Teiresias hat wirklich geglaubt, er könne ein bisschen hellsehen. Anstatt sich mit seiner Intelligenz zu begnügen! Die war ja nicht gering. Sonst hätte er kein so blendendes Examen gemacht und nie und nimmer eine Stelle in dieser Giftküche bekommen, Sie wissen schon, wo neulich der Generaldirektor mit seinem Auto . . .»

«Etienne Dubois», sagte Philippe.

«Ja, der. Nicht gerade ein Roter. Aber Teiresias! Im Mai 68 vorneweg, ein Marxist Trotzki Maoist, was weiß ich. Mir haben die Unterschiede

nie recht eingeleuchtet, weil es im Grunde immer um dasselbe ging, die Befreiung der Welt von den Ausbeutern, völlig in Ordnung. Und denen sah Teiresias weiter auf die Finger, wie sie Kriege anzettelten und ihre Dreckswaffen verkauften. Eines Tages ein Laborunfall, ein Chemiker starb daran. Das geschah in einer anderen Abteilung. Teiresias war sofort klar, dass man dort an der Entwicklung von Kampfstoffen arbeitete. Ich weiß es, sagte er, und ich werde es beweisen. Wissen Sie, wie er es gemacht hat? Er rannte zu einem linken Blättchen und veröffentlichte einen Artikel, Überschrift: Ich klage an! Er hat ihn mir später gezeigt - damals kannten wir uns ja noch nicht -, ich fand ihn gut und glaube ihm immer noch aufs Wort. Aber Beweise .. da hätte er schon anders vorgehen müssen. Man forderte ihn auf, seine Behauptung öffentlich zu widerrufen. Er weigerte sich. Verleumdungsklage, Rausschmiss. Teiresias kämpfte um die Wiedereinstellung.»

Und stand, folgerte Philippe, eine zusammengerollte Zeitung in der Tasche, vor Dubois' Grundstück, wo ihn eines Morgens der Junge ansprach.

«Niemand konnte ihm helfen, die Gewerkschaft war in dieser Sache machtlos, nichts juristisch Brauchbares in Händen. In dem Maße, wie der Kampf sich in die Länge zog, verlor Teiresias an Realitätssinn. Er fing mit dem Trinken an. So hat jeder von uns seine Gründe. Der vorhin hier saß», Maurice machte eine Kopfbewegung, da erst bemerkte Philippe, dass der lamentierende Nachbar inzwischen verschwunden war, «säuft, weil ihn seine Frau verlassen hat, vor langer, langer Zeit. Er kann sich schon nicht mehr an sie erinnern, aber er trinkt weiter.»

Und Sie? Philippe fragte nicht oder fand es unnötig, diese Frage und ihre Antwort aufzuschreiben. In seinem Heft endet das Gespräch mit Maurice in wörtlicher Wiedergabe so:



«Glauben Sie, dass der Mord irgend etwas mit jener alten Sache zu tun hat?» «Das halte ich für ganz unwahrscheinlich. Nach so vielen Jahren und wo Teiresias doch völlig out war, wie man heutzutage sagt.»

«Können Sie sich vorstellen, wer ihn umgebracht hat und aus welchem Grund?»

«Keine Ahnung. Ich denke nicht darüber nach. Mein Freund ist tot. Er fehlt mir. Mit ihm konnte ich reden ... Ach so, das Wichtigste hätte ich beinah vergessen. Zeus verlieh dem Seher aus Theben auch die Gabe, nach seinem Tod, in der Unterwelt, den Verstand zu behalten.» Maurice hob das Glas. «Trinken wir darauf, dass Teiresias dort, wo er jetzt ist, besser zurechtkommt als zuvor auf Erden.»

Als Philippe die Kneipe verließ, fühlte er sich benommen. Das Licht, der Qualm, die lauten Stimmen dort drinnen, hier auf einmal diese Dunkelheit und Stille. Er ging eine leere Straße entlang. Immer noch war es warm, wozu in aller Welt hatte er seinen Trenchcoat mitgeschleppt. Eine Sommernacht, bis auf das Rascheln trockener Blätter, die ein schwacher Wind über das Pflaster schob. Der Himmel wolkenlos. Je länger Philippe in die Höhe sah, desto zahlreicher und leuchtender wurden die Sterne, auch die Milchstraße erschien mit ihrem helleren Ton, die Zwillinge aber konnte er nicht entdecken. Er erinnerte sich an einen dieser unfassbaren Vergleiche, die Menschen zur Hilfe nehmen, um sich die Größenverhältnisse im All vorzustellen. In einer Zeitschrift hatte er eine Abbildung des Andromedanebels gesehen und erfahren, dass ein Nadelstich in dieses Foto gleichsam ein Loch in der Galaxis reißen würde, das ein Mensch, auch wenn er mit Lichtgeschwindigkeit flöge, Zeit seines Lebens nicht durchqueren könnte. Philippe spürte den Schwindel wieder, der ihn damals erfasste, nur gab es jetzt einen durchaus irdischen Grund dafür. Neben Maurices namenlosem Cognac erschien ein Glas mit weißlichem Eisschaum obenauf, darüber das Gesicht von Pierre Dubois, der lächelnd

sagte: «Warum sollte ich diese Wohnung von einem Gehalt bezahlen? Ein Geschenk meiner Mutter. Es freut sie, mich versorgt zu sehen.»

Ob es sie auch freute, die Musik ihres Sohnes zu hören? Seine abfälligen Bemerkungen über das Studium? Einer, der schon alles konnte, wenigstens glaubte, für seine Art des Komponierens eher das Firmament zu brauchen als Unterricht in klassischer Kompositionslehre.

«Die optischen Muster am Nachthimmel!- das fasziniert mich, da kann ich Regeln studieren, mit denen die Klangbilder zu tun haben, die ich erzeugen will.»

Zu Hause machte Philippe sich einen Kaffee und schrieb in seinem Heft. Unter dem Trinkspruch von Maurice ließ er einige Zeilen frei. Dann notierte er: «Nächtlicher Einfall, bei Licht zu besehen: Zwischen dem komponierenden Jungen, der in die Sterne starrt, und dem Phantasten, der jetzt unter der Erde liegt, gab es vielleicht eine engere Beziehung, als Pierre Dubois zugeben will. Jedenfalls mehr Gemeinsamkeit, als Catherines Foto erkennen lässt.»

3

Catherine packte Wein und Käse, Brot, Oliven in den Korb, dann diese Birnen, deren Geschmack Philippe zur Quintessenz des Herbstlichen erklärt hatte. Wie in alten Zeiten, dachte sie.

Woher will ich das wissen? Ich zähle zusammen, das ist alles. Catherines Idee, Philippe zu einem Ausflug einzuladen, der Korb, den ich ihnen bei meinem ersten Besuch angeschleppt hatte und den sie seither fürs Picknick benutzten, vor allem die Selbstverständlichkeit, mit der Catherine unter mehreren Möglichkeiten, einen freien Tag zu verbringen, gerade

diese gewählt und Philippe in der Redaktion angerufen hatte: eben wie in alten Zeiten.

Philippe schien nicht überrascht. Ja gern, es passe ihm sehr gut, gegen Mittag könne sie ihn abholen, bis dahin habe er noch ein paar Kleinigkeiten . . . Keine Frage nach Gründen, kein Blättern im Kalender. Als wären seit der Trennung ihre Treffen nicht zum Gegenstand umständlicher Erklärungen und Planerei geworden. Bis zu Philippes überfallartigem Besuch neulich, in aller Frühe.

Catherine legte ein Badetuch auf den Korb, holte ihre Tasche, sah nach, ob die Autoschlüssel darin waren und verließ die Wohnung. Sie genoss, als sie die Treppe hinabstieg, durch völlig ungewohnte Stille und Geruchlosigkeit, das Gefühl eines ersten Ferientages. Heute also die Fahrt ins Blaue, buchstäblich. Im Freien traf sie die Farbe wie ein Schock. Der leuchtende Himmel, unendlicher Sog, es kostete Mühe, den Blick von dort zu lösen und sich auf die Straße zu konzentrieren. Bis zu Philippes Redaktion war es nicht weit. Sie fand auch gleich, wie zu erwarten an einem solchen Tag, eine Parklücke, schräg gegenüber vom Eingang des Gebäudes, das in seinem heruntergekommenen Fin de siècle-Prunk nur schlecht zu dem Absolut-modern-sein-wollen eines aufstrebenden Regionalblattes passte.

«Ihr mit eurem Erfolgseifer und den großen Auflagen, warum sitzt ihr nicht in einem vollklimatisierten Kasten aus Stahlbeton und Glas?»

«Wir schaffen es eben auch so», hatte Philippe erwidert.

Catherine lehnte mit verschränkten Armen an ihrem alten Renault. Sie spürte die Wärme im Rücken, die Sonne auf Gesicht und Schultern, das Licht wie einen Stoff, über alles und jeden gebreitet, sichtlich beglückt. Die Menschen, die vorübergingen, waren in diesem Augenblick schön, sie lächelten ihr zu. Mit den meisten dieser Männer und Frauen, mit

allen Kindern, die sie ansah und die ihren Blick erwiderten, hätte sie den Ausflug machen können, ein Wink nur, und auf ging's. Statt des vertrauten Profils neben ihr, der bekannten Gespräche, der Leere auf der Hinterbank lauter Neues, schwatzendes Gedränge, Freunde für einen Tag oder länger. Warum ausgerechnet . . .

«Aus welchem Traum habe ich dich geweckt?» Philippe stand neben ihr. Er zog sie an sich und gab ihr, was er einen unverfänglichen Kuss nannte, und dies war, wenn auch nicht neu, sehr angenehm. «Wohin fahren wir?»

«Vor allem fort aus der Stadt. Sagen wir, nach Osten.»

Aus dem Blauen lief eine Straße auf sie zu, die sich irgendwann gabelte, zur Linken bergan führte, nun schmaler, kaum noch befahren, gesäumt von Maisfeldern und Obstplantagen.

«Erinnerst du dich, wie klein die Aprikosenbäume damals waren?» Catherine nickte. Auch das Eichenwäldchen, das sie durchquerten, erschien ihr größer und dichter.

«Sieh mal, ein richtiger Hain», Catherine klang die eigene Stimme ähnlich fremd wie soeben die von Philippe, beide aus langem Schweigen, aus der Versunkenheit in Licht und Wärme aufgetaucht.

«Aber immer noch braucht man eine Dreiviertelstunde, ungefähr», sagte Catherine, als sie das Plateau erreichten.

«Mit diesem Auto schon», antwortete Philippe.

Sie lachten. Es funktionierte - dieselbe Stelle, dieselben Worte. Vielleicht gab es noch den Hagebuttenstrauch, an dem sie immer haltgemacht hatten. Es gab ihn, seine Früchte funkelten in der Sonne. In einer Senke lag der See, ein Tümpel eher, aber so klar, dass man die Kiesel an seinem Grund hätte zählen können, und kein Schilf ringsum. Gottesauge hatten sie ihn getauft. Auch diesmal erklärte Philippe, er werde das heilige Wasser nicht entweihen. Er ließ sich im Gras nieder und sah zu, wie Ca-

therine mit einem an Gymnastikübungen erinnernden Schwung ihre beiden Kleidungsstücke auszog, wie sie prustend, spritzend, immer nach fünf Zügen schon am anderen Ufer, das stille Wasserloch in Aufruhr versetzte, bis sie sich schließlich in seiner Mitte ausstreckte, den Blick gen Himmel, und lange so blieb, ein heller Einschluss im glatten, mit dem Blau dieses Tages gesättigten Spiegel.

«Ein indiskretes Element», lobte Philippe das Wasser, als Catherine, wieder an Land, sich in das große Handtuch hüllte und trockenrieb.

Sie beschlossen, erst zu essen, danach ihren traditionellen Spaziergang über die sieben Hügel zu machen. Philippe holte den Korb aus dem Auto, deckte auf einer ausgebreiteten Zeitung den Tisch, tat die Birnen in die Mitte, öffnete die Weinflasche.

«Worauf trinken wir?»

«Auf den Himmel», sagte Catherine.

«Auf Teiresias», sagte Philippe im selben Augenblick.

«Auf wen?» Catherine nahm einen kräftigen Schluck.

«Dein Bildobjekt vom Friedhof.»

«Hör auf, so spricht man nicht von den Toten.»

«Und du, wie hast du über Etienne Dubois . . .»

«Stimmt, aber der ist schließlich nicht umgebracht worden.»

«Wer weiß, wer weiß», Philippe wiegte den Kopf.

Catherine sah ihn verdutzt an: «Spinnst du, oder weißt du wirklich was?»

«Weder noch, ich mache mir nur so meine Gedanken», auch Philippe nahm einen kräftigen Schluck, «und bis ich nicht genau Bescheid weiß, werde ich wohl Vermutungen anstellen dürfen, sogar müssen.»

«Aber dass Dubois verunglückt ist, steht doch fest.»

«Feststeht, dass er tot ist, und unter uns gesagt, ich glaube natürlich auch an den Unfall. Der Polizeibericht muss jeden Zweifel ausschließen.

Sonst wäre bestimmt schon irgend etwas durchgesickert. Du brauchst übrigens nicht zu befürchten, dass ich mich in einen Detektiv verwandle.»

«Du bestimmt nicht.» Catherine spießte ein Stück Käse auf ihr Taschenmesser, hielt es Philippe hin. Der aber, statt zu essen, ergriff das Messer und drehte es in seiner Hand.

«Wenn ich mir diesen Käse von allen Seiten betrachte, ein undurchsichtiges Stück mit einigen Löchern, hinter denen wieder nichts als... das heißt», unterbrach er sich, als er Catherines mitleidigen Blick bemerkte, «mir kommt diese einfache und zusammenhangslose Geschichte - Etienne Dubois tot und begraben, Teiresias auf dem Friedhof, drückt Pierre Dubois die Hand, Teiresias erschlagen - doch irgendwie kompakter vor, als ich zuerst dachte, und die Zufälle darin wie Löcher, bei denen man ansetzen muss, selbst wenn dahinter nur zum Vorschein käme, dass alles so ist, wie am Anfang gedacht. Man wüsste dann immerhin Bescheid.»

«Was weißt du denn von diesem Teiresias?»

«Das, was Pierre Dubois und ein gewisser Maurice Leduc mir erzählt haben», sagte Philippe und berichtete, was er wusste.

«Ist das alles?» fragte Catherine, als er schwieg. Sie nagte an einem Olivenkern. «Ich stelle mir vor», sagte sie, «aber nun iss erstmal, vor allem probier den Brie de Meaux. Der ist genau, wie er sein muss.»

Philippe kostete und verdrehte die Augen: «Göttlich.»

«Hätte Etienne Dubois gesagt», ergänzte Catherine. «Ich stelle mir vor, du solltest den Gegenstand wechseln und das Thema, dich mit Teiresias beschäftigen. Das wäre viel interessanter als diese Unternehmerstory. Die Geschichte eines Gescheiterten. Ich weiß schon, was jetzt kommt: So was will keiner hören. Gerade deshalb. Damit klar wird, wie sehr wir auch von solchen Misserfolgen leben. Die man eben nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Fehler und Illusionen betrachten darf: Mangel an

Realitätssinn, an Taktik, Geduld, Organisation und sofort, mit Händen zu greifen, besonders nachträglich. Und daraus ist viel zu lernen, sicher. Aber . . .»

«Dachte ich's doch», Philippe schob schnell ein Stück Brot in den Mund, das er sorgfältig zu kauen begann, um sich an weiteren Zurufen zu hindern.

«Aber man muss ebenso sehen, welche Macht gegen dieses Fünkchen Empörung aufgeboten wird, und dass sie sich selbst noch auf unsere Gleichgültigkeit stützen kann oder auf unsere vernünftige Einsicht. Ich sage das», sagte Catherine, «weil ich es schlimm finde, wenn man eine Haltung bedient, die es weiß Gott nicht nötig hat, gestärkt zu werden. Ich meine die Verehrung des Erfolgs oder der Erfolgreichen, wie du willst. Wäre es nicht viel wichtiger, etwas anderes zu stärken, nämlich Widerstandsgeist, Wahrheitsliebe, Großherzigkeit, eben solche Eigenschaften, wie Teiresias sie offenbar hatte.»

«Und wie, stellst du dir vor, soll ich für diesen Ausbund an Tugend werben, ohne seine Verbohrtheit und Arroganz, ohne seinen Alkoholismus und sein schlimmes Ende zu erwähnen?»

«Ja, genau. Indem du alles zeigst, den ganzen Kampf. Und nicht, um zu werben, da halte dich lieber an Dubois, sondern weil man die Gegenrechnung präsentieren muss, das, was auf der Strecke bleibt, ich meine nicht nur physisch, sondern als beispielhafte Haltung. Und die kannst du gerade an so einer glanzlosen Existenz sichtbar machen, als ihr Rückgrat sozusagen, deshalb musste Teiresias ja auch gewaltsam das seine ...»

«Es war der Schädel, aber sehen wir ab von solchen Kleinigkeiten.»

Catherine hasste diesen Ton. Sie ertrug ihn ein wenig besser, seit sie die Unsicherheit, das Verletzliche dahinter spürte und erkannt hatte, dass Philippe, selten zu offener Heftigkeit fähig, sich mit Ironie panzerte.

«Also der Schädel», fuhr sie ruhig fort, «um den müsstest du dich natürlich auch kümmern, es steckte ja einiges drin, nicht wahr? Ist dir übrigens der Gedanke gekommen, dass Teiresias mit seinem Verdacht womöglich recht hatte, juristische Beweiskraft hin und her, dass es sich daher lohnen würde, der Sache nachzugehen?»

Philippe war dabei, eine Birne in Viertel zu schneiden, er legte die Stücke auf seiner Hand zurecht und hielt sie Catherine hin. Sie erfasste seinen Blick, der um Versöhnung bat. «Aber ja», Philippes Stimme klang erleichtert, «das habe ich vorhin gemeint. Die Zusammenhänge. Die Stelle, an der man sie vielleicht zu fassen kriegt. Ich müsste nicht einmal den Gegenstand wechseln. Das Labor, in dem der Unfall passiert ist, gehört nicht weniger zu den chemischen Werken als deren Direktor, Gott hab ihn selig. Es ist gut, dass du auf diesen Punkt gekommen bist. Nach meinem Besuch bei Pierre Dubois, eine ganze Weile danach, es dauert ja manchmal, bis man heraus hat, was einem, gewissermaßen instinktiv, als Spur aufgefallen ist ...»

«Also doch der witternde Detektiv», Catherine nahm das letzte Birnenstück und strich mit dem Finger über den saftglänzenden, immer noch ausgebreiteten Handteller.

«Sagen wir lieber der pflichtbewusste Journalist», Philippe suchte nach seinem Taschentuch, «oder dein sehr ergebener Freund, dem es in einer wachen Minute durch den Sinn ging, dass zwischen den Zwei Welten auf deinem Foto doch eine solide Gemeinsamkeit besteht: der Hass auf den Alten. Wenn das keine Fährte ist.» Er sprang auf.

«Du willst doch nicht auf der Stelle mit der Verfolgung beginnen?»

«Ich will mir erstens in jenem Tümpel die Hände waschen und zweitens mit dir Spazieren gehen, zu unseren Hügeln, wenn du nichts dagegen hast.»

«An keinem Punkt», sagte Catherine. Sie leerte die Flasche, zwei Schlucke für sich, den Rest rings um die Picknickstätte, wickelte die Zeitung um die Speisereste, tat alles in den Korb und sah Philippe entgegen, der triumphierend die Hände schwenkte.

«Im Handumdrehen trocken», rief er. «Bei so einem Wetter kann man wirklich Besseres tun als herumsitzen und reden.»

Es wurde ein langer Spaziergang. Als sie in die Stadt zurückkehrten, war es schon dunkel. Sie stellten das Auto ab und gingen Catherines Straße hinunter bis zu dem kleinen Platz, an dem Roses Café lag. Die Luft war weich. Man hörte Stimmen aus den offenen Fenstern und Musik. Am Fuße einer Platane hockten zwei Katzen, starr wie Standbilder.

«Und ich bleibe dabei», sagte Catherine, «sie haben sich vermehrt. Acht Hügel sind es, alles in allem.»

«Also schwöre ich, dass einer verschwunden ist. Sechs Hügel und keiner mehr.»

«Warum also?»

«Damit wir uns auf die Mitte einigen können. Wie beim ersten Mal», sagte Philippe.

Der Abend in Roses Café. Als hätte es Trennung und Fremdheit nie gegeben. Philippe sah Catherines Gesicht, wie sie es in beide Hände stützte, und den eigenartig abwesenden Ausdruck, den es bekam, wenn sie konzentriert zuhörte. Er ließ seinen Blick ihren Hals herabgleiten, über das Dreieck nackter Haut in die flache Höhlung zwischen den Brüsten, seine Hände erinnerten sich, streckten sich aus nach dem Körper, der reglos im klaren Wasser lag.

Philippe hielt die Augen geschlossen. Einen Augenblick noch dicht bei Catherine, die nicht da war. Das Erwachen an diesem Morgen, anders als sonst, verwirrte ihn, schmerzte.

Er stand auf, duschte und spürte, als er, noch nass, ins Zimmer zurückkam, die Kühle von draußen. Es roch nach modernem Laub. Der Himmel war milchig grau. Es regnete. Philippe fröstelte. Er ging an den Schrank und suchte nach einem Pullover.

Als er gefrühstückt hatte, die Pfeife anzündete und seine Kaffee austrank, dachte er wieder an Catherine. Sie hatte ihn gedrängt, der Geschichte von Teiresias nachzugehen. Das Grau in ihren Augen verstärkte sich, wenn sie eindringlich sprach. Er, statt seinen Standpunkt zu erklären, zu verteidigen, ihr irgendein Argument entgegenzuhalten, hielt schweigend die Birnenstücke auf der flachen Hand. Catherines Fingerspitzen, er fühlte die Berührung wieder wie eine dieser winzigen, schon vergessenen Schnittwunden, die plötzlich schmerzen, wenn eine scharfe Flüssigkeit ... Er beschloss, Teiresias' Wohnung aufzusuchen. Vielleicht gelang es ihm, etwas zu erfahren, das ein deutlicheres Bild ergab. Wenn nicht, konnte er immerhin Catherine von seinen Bemühungen erzählen. Sie sollte erkennen, dass es ihm nicht um einen Kniefall vor Macht und Erfolg ging. Ging es ja wirklich nicht, bestätigte er sich. Teiresias, vielmehr dessen Tod, beschäftigte ihn in der Tat. Das war nicht der Typ, der Streit suchte, der irgend jemandem im Wege stand. Wahrscheinlicher war, dass der Seher etwas gewusst hatte, wodurch er gefährlich werden konnte. Aber was nur? Und gefährlich für wen? Aus welchem Grund?

Ein Viertel in der nördlichen Vorstadt, kurz nach dem Krieg errichtet und noch nicht geprägt von den Ideen zeitgemäßer Urbanisierung und origineller Gestaltung eines Ensembles aus Betonklötzen, wie sie für spätere «Gebiete vorrangiger städtebaulicher Erschließung» kennzeichnend waren. Hier hatte man augenscheinlich schnell und billig gearbeitet, unbekümmert um örtliche Traditionen, und gesichtslose Mietblocks hingestellt, denen inzwischen die Bewohner die Buntheit verliehen, die

Bauunternehmer und Architekten ihnen verweigert hatten. Weder schön noch interessant, doch sehr lebendig - ein Viertel, dem ein Bistro wie das Schwarze Fass genau entsprach.

Philippe fand nach einigem Umherirren und Fragen den richtigen Aufgang und dort mühelos die Etage, in der Teiresias ein möbliertes Zimmer bewohnt hatte. Neben dem Klingelknopf stand noch sein Name, unter dem von E. Tailleur. Philippe läutete mehrmals, immer länger und kräftiger. Er wollte schon umkehren, da hörte er Schritte, dann umständliches Hantieren, die Tür ging auf. Eine alte Frau starrte ihn wortlos an, verstand nicht, schlurfte, als er seine Geldschein aus der Tasche zog, in das Innere ihrer Höhle und kam mit einem pfeifenden Hörgerät zurück. Philippe wiederholte seine Frage. Die Frau warf einen verächtlichen Bück auf seine Hand.

«Ich habe der Polizei schon alles gesagt. Mehr weiß ich nicht», erklärte sie in dröhnendem Bass und schob den ungebetenen Besucher sanft, aber bestimmt aus der Tür, die sie ausführlich verschloss.

Philippe begriff, dass ein weiterer Vorstoß zwecklos war. Er stand im Treppenhaus und betrachtete den früher gewiss widerwärtigen, mittlerweile durch Schmutz und Verfall gemilderten lindgrünen Wandanstrich. Er nahm jetzt auch die Ausdünstung des Hauses wahr, in dem es nach feuchtem Mörtel, Urin, gebratenen Zwiebeln und Fisch roch. Philippe schnupperte. Ein leichter Kaffeeduft drang durch das Gemisch. Wer um diese Zeit Kaffee kochte, war vielleicht gesprächsbereiter als Madame Tailleur. Er stieg dem Geruch entgegen. Hier musste es sein, entschied er, als er zwei Stockwerke höher zu einer Tür gelangte, an der ein Poster von Sartre klebte, schwarz umrandet. Philippe hatte sich nicht getäuscht, er war an der richtigen Adresse. Die Klingel schnarrte, gleich darauf wurde geöffnet. Eine Frau sah ihn freundlich an, gar nicht erstaunt. Sie trug über der schwarzen Kordhose ein hellblaues Männerhemd. Die ganze

Erscheinung wirkte knabenhaft, dabei war die Frau bestimmt in Philippes Alter, ihr sehr kurzes Haar eher grau als blond. Philippe fing an, sich für die Störung zu entschuldigen und zu erklären, warum er gekommen sei. Die Frau schnitt ihm das Wort ab.

«Kommen Sie doch erstmal herein. Wollen Sie einen Kaffee? Wir sind gerade beim Frühstück.»

Sie ging voran durch einen langen engen Korridor, dessen Wände von Plakaten bedeckt waren. Philippe sah Losungen aus dem Mai '68, er ging an Regis Debray vorbei, an Che Guevara, Mao und Ho Chi Minh, an Marx, an Marcuse, dem nackten Paar Yoko Ono und John Lennon, an Allende und Pablo Neruda, er erkannte das Stadion, das Bajonett mit der Nelke, dann dasselbe Bild wie an der Tür, nur kleiner, daneben den menschenübersäten Friedhof Montparnasse - erst fünf Monate war das her. Er wäre gern stehengeblieben, um alles anzusehen, die vertrauten Ahnen und Dokumente, längst überlagert von jüngeren Bildern, die auch hier hingen, in dieser Galerie der Idole, Ideale und Erinnerungen einer Generation mit unbeständiger Hoffnung, die sich dennoch von einem Plakat zum anderen fortpflanzte.

Der enge Gang mündete in der Küche, wo die Kaffeekanne auf dem Tisch stand. Ein bärtiger Mann saß da, in Bluejeans und einem zu kurzen T-Shirt, das Bauch und Hüftspeck sehen ließ. Er rauchte, rührte in seinem Becher und las Le Monde. Als die Frau und Philippe an den Tisch traten, fragte er, ohne den Blick zu heben: «Worum geht es?»

Philippe setzte sich auf den Stuhl, den die Frau ihm hinschob, er ergriff dankbar die Schale, die sie mit Kaffee und heißer Milch gefüllt hatte, und versuchte, sich von der mürrischen Art des Mannes nicht beeinträchtigen zu lassen. Wie beiläufig, zwischen den Schlucken, stellte er sich vor und benutzte, als er sein Interesse an Teiresias erklärte, Catherines Worte, von denen er annahm, dass sie hier auf offene Ohren trafen.

«Wäre es nicht viel wichtiger, etwas anderes zu stärken, nämlich Widerstandsgeist, Wahrheitsliebe, Großherzigkeit?»

«Von alledem hatte er nicht viel, dein Teiresias, soweit ich ihn kannte», sagte der Mann. «Übrigens, ich bin Serge, und das ist Monique. Kennen ist wirklich zu viel gesagt», fuhr er fort. «Er kam von Zeit zu Zeit, saß hier herum, Monique hörte ihm zu, ich habe mich meistens bald verzogen. Mir ging er auf die Nerven mit seinen gigantischen Ansprüchen an die anderen, die Welt im allgemeinen und das Proletariat im besonderen. Ein Stehengebliebener. Ständig große Worte. Die Verschärfung der gesellschaftlichen Widersprüche sah er, im Unterschied zu uns übrigen Blinden. Dabei redete dieser Seher nur nach, was große Geister ihm vorgesagt hatten. Verbohrt war er, unbeweglich, ein Dogmatiker oder, um es moderner auszudrücken, ein Fundamentalist, der . . .»

«Nein», unterbrach Monique, «er war anders. Allerdings, vor dir hat Teiresias immer den Unbeugsamen gespielt, aber wenn man ihm länger zuhörte und sein Vertrauen gewann . . . Das war ein schwacher Mensch, der starke Worte brauchte, um sich Mut zu machen, wie ein Kind, das im dunklen Keller singt. Er hatte es sich angewöhnt heraufzukommen », Monique sah jetzt Philippe an, wie eine Gastgeberin, die sich plötzlich auf ihre Pflichten besinnt, «als wir noch mit den anderen zusammenwohnten, zu fünf. Es gab ja nur ganz wenige Wohngemeinschaften, auch unsere hielt sich nicht lange. Trotzdem, es war für uns eine gute Zeit damals.»

«Wenn man sich, wie allgemein empfohlen wird, nur an das Gute erinnert», sagte Serge. «Wenn man den ewigen Zank vergisst, über das schmutzige Geschirr bis hin zum tendenziellen Fall der Profitrate, und den ganzen Psychoterror, so hast du doch selbst oft gesagt, in einer Gruppe, wo jeder den Kleinbürger im anderen aufspürte und verfolgte. Wenn man von den heute unbegreiflichen Illusionen absieht, und wehe dem,

der sie in Zweifel zog, der nicht glauben wollte, es bedürfe einer einzigen Anstrengung, und der Sprung aus dem Reich der Notwendigkeit in das der Freiheit . . .»

Philippe hörte schon nicht mehr zu. Er hatte gehofft, etwas über Teiresias zu erfahren. Er trank den Kaffee aus und fragte, ohne sich darum zu kümmern, dass er Serge und Monique in ihrem Disput unterbrach: «Zu wem ging er sonst noch? Hatte er Freunde hier?»

«Wer?» fragte Serge, «ach so, ja. Nein. In der Kneipe saß er, zusammen mit Maurice. Wie die es miteinander ausgehalten haben, stundenlang. Sonst hatte er wohl niemanden. Ein paar dieser Na-wie-geht's und Grüß-dich-Bekanntschaften, das war alles. Mit ihm konnte eben keiner . . .»

«Doch», sagte Monique. «Er erwähnte einen. Das muss ein Freund gewesen sein. Ich komme nicht auf den Namen. Er sagte immer, wenn er von ihm sprach, weißt du, mein früherer Chef. Wenn er den getroffen hatte, kehrte er irgendwie verändert zurück, gestärkt, könnte man sagen.»

Philippe sah aus dem Fenster, über einen Bahndamm hinweg, auf eine Reihe Pappeln, die sich im Wind bogen. Der Regen hatte nicht nachgelassen. Philippe beobachtete, wie Rinnsale die Fensterscheibe hinabflossen, zusammenliefen, sich wieder trennten, plötzlich stockten. Erst wenn ein neuer Tropfen eine solche Stelle traf, rann das Wasser weiter, abwärts, seinem Ziel zu. Welchem Ziel? Er, Philippe, hatte eines besessen, ein selbstgewähltes. Klar Umrissen: Er wollte über Etienne Dubois schreiben. Einzelne Arbeitsschritte hatte er schon festgelegt, Interviews, die zu führen, Bibliotheken und Stadtarchive, die zu durchforsten waren. Er würde sich mit der Wirtschaftsentwicklung nach dem Krieg beschäftigen müssen, im nationalen und regionalen Maßstab, vor allem mit der chemischen Industrie.

Nun saß er in dieser Küche und wusste nicht, warum eigentlich. Den Mord aufzuklären war nicht seine Angelegenheit. Eine Geschichte über Teiresias zu schreiben war nicht sein Einfall, und es schien ihm mittlerweile ganz und gar zweifelhaft, ob die Person und das Leben dieses Gescheiterten den Stoff hergaben, an dessen Vorstellung Catherine sich erwärmt hatte. Philippe kam sich vor wie einer der Tropfen auf der Scheibe. Ein Tropf, der sich losschicken lässt und blind einer Bahn folgt, ohne eigenen Plan. Das gefiel ihm nicht. Er stand auf und fragte, um die Sache irgendwie zu beenden, wo er den Chef finden könne.

«Erkundige dich im Schwarzen Fass nach Maurice Leduc, der kann dir vielleicht mehr erzählen. Ach, du kennst ihn. Nun gut, sprich mit ihm.»

Auch Serge war aufgestanden, er reichte Philippe die Hand, Monique begleitete ihn zur Tür, vorbei an den schattenhaften Plakaten.

Philippe fuhr zurück in die Innenstadt, unzufrieden mit sich. Vergeudete Zeit. Eine zerstreute Fragerei, die ihm gegen den Strich ging. Er musste sich auf eine Aufgabe konzentrieren können, musste wissen, was er wollte und warum er etwas tat. Die Einzelheiten fanden sich dann von selbst.

An einer Ampelkreuzung musste er halten und sah aus dem Fenster. Auf der rechten Straßenseite erblickte er ein Café. Das war es, was er jetzt brauchte. Er zögerte einen Moment. Sollte er weiterfahren bis zu seinem oder gleich hier . . . Warum nicht? Diese Orte hatten etwas Gemeinsames. Die Familie der Kaffeehäuser. Wäre sie nicht schon so oft beschrieben worden, es hätte ihn gereizt, ein Buch darüber zu machen, aber nun war er ganz zufrieden, eines von ihnen einfach nur aufzusuchen. Das Café war dämmrig und trotz des schlechten Wetters so gut wie leer.

Philippe fand einen Tisch in der Ecke, von dem aus er, mit dem Rücken zur Wand, die Eingangstür sehen konnte. Erst als Catherine ihn eines Tages danach fragte, wurde ihm bewusst, dass er immer einen solchen Platz suchte. Da fühlte er sich sicher.

«Wovor denn?» wollte Catherine wissen.

«Vor dem Feind natürlich. So kann ich rechtzeitig sehen, wenn er kommt und meine Vorkehrungen treffen.»

Catherine musste lachen.

«Du hast nur eine Kleinigkeit vergessen: deine Keule.» «Stimmt. Die liegt noch in der Höhle, aus der meine Vorfahren zu mir sprechen, über die lange genetische Kette. Und in dieser Lektion der alten . . .»

«Schamanen?»

«Meinetwegen, das gibt der Sache eine gewisse Würde, In dieser Botschaft, meine ich, kommt es nicht auf die Art der Waffen an, sondern auf die richtige Position, und das ist diese.»

Philippe fühlte den Wunsch, auf der Stelle Catherine anzurufen, mit ihr zu sprechen. Sie aber würde gleich nach Teiresias fragen, und er müsste ihr erklären, weshalb Teiresias eben doch nicht sein Fall war. Er stand auf, trat an die Wand mit den hängenden Zeitungen, griff sich irgendeine, setzte sich wieder und stopfte seine Pfeife. Die Kellnerin kam, er bestellte einen Espresso und Mineralwasser, lehnte sich zurück, begann zu blättern. Nach einer Weile bemerkte er, dass er nicht las, und doch hatte er das Gefühl, die Welt dringe auf ihn ein. Es genügte die Berührung des Papiers, der Anblick der Bilder, sein in Fleisch und Blut übergegangenes Vermögen, eine Zeitung zu erfassen wie ein Gesicht. All das besaß etwas Beruhigendes für ihn. Er kannte den Grund, schließlich hatte er oft genug mit Catherine darüber gestritten.

«Ich bin nicht verantwortlich für die Fakten, sondern für die Information. Alles, worüber ich schreibe, ist ohne mich geschehen, aber ohne



meine Berichte wäre es wie ungeschehen, wüsste kaum einer davon. Ich bin weder Täter noch Opfer, ich bin Zeuge, und die Pflicht eines Zeugen ist, die Wahrheit zu sagen.»

Catherine hatte die Augen verdreht: «Oh Gott, dein journalistisches Credo!»

Sie hatte recht. Seine Sätze waren pathetisch, sie entsprachen seiner Überzeugung. Er wehrte sich gegen Catherines Vorwurf, einen völlig naiven Wahrheitsbegriff zu haben, von dem sie behauptete, er sei die Kehrseite der Medaille, «das heißt, deiner Illusion, am Weltgeschehen nicht beteiligt und deshalb frei von Verantwortung zu sein».

Philippe beharrte darauf, nur für das verantwortlich zu sein, was er tat, «meine Arbeit nämlich. Natürlich ist mir bewusst, dass ich kein neutraler Spiegel bin, dass ich schon in der Auswahl der Nachrichten, in der Art ihrer Verarbeitung . . .» Sie hatten das diskutiert bis zur Langeweile. Er begriff, warum er sich gerade jetzt wieder in ein stummes Zwiegespräch zu ihrem Dauerthema einließ. In den letzten Tagen hatte er den Faden verloren. Er redete mit Leuten, unvorbereitet, ohne Konzept und erkannte nicht mehr, was wirklich seine und nicht irgendeines anderen, sei dieser andere auch Catherine, Absichten und Ziele waren. Der nutzlose Besuch in Teiresias' Haus, den er nur ihr zuliebe . . . Aber im Grunde hatte sie ihm damit geholfen. Er würde jetzt nach Hause fahren und mit der systematischen Durchsicht seiner Dubois-Materialien beginnen, einen Arbeitsplan aufstellen. Am Abend würde er Catherine anrufen und ihr sagen: Das war ein ergiebiger Tag heute, ich bin dir dankbar, du hast mich auf den rechten Weg gebracht.

*Ein Stück Gemeinsamkeit immerhin: Auch Catherine fand sich an jenem Morgen nicht gleich zurecht. Es musste schon spät sein, aber es war nicht richtig hell. Sie sah zum Fenster - ein milchig grauer Himmel,*

*Regen. Am liebsten wäre sie liegengeblieben. An Selbstüberredung gewöhnt, erzählte sie mir, sei sie jedoch nach einer Weile aufgestanden, habe mit heißer und kalter Dusche die Benommenheit verjagt, dann Kaffeewasser aufgesetzt, nach einem Pullover und langen Hosen gesucht, sich bei alledem schon nieder ganz wohl gefühlt.*

Schwarzer Kaffee und eine schwarze Zigarette, mehr brauchte sie morgens nicht. Philippe hingegen liebte ein reichliches Frühstück. Die schönste Mahlzeit, versicherte er jeden zweiten Tag. Wann würde auch sie das endlich entdecken? Philippe und seine ständigen Überzeugungsversuche. Das färbte ab, sie hatte von ihm gelernt, fand sie. Gestern abend, bei Rose, war es ihr anscheinend gelungen, ach was, natürlich würde er nicht über Teiresias schreiben. Eine gescheiterte Existenz. Ein Mann mit weiblichen Fähigkeiten - dieses Gespür, die intuitive Sicherheit, dass etwas sich so verhielt und nicht anders. Catherine stellte sich Philippes geduldige Miene vor: Und wie wär's, wenn sich die Eingebung auf einen einzigen kleinen Beweis stützte, so dass sie auch den Minderbemittelten einleuchtete?

Catherine drückte ihre Zigarette aus. Es hatte keinen Zweck. Philippe blieb, wie immer, bei seiner Meinung, da konnte sie reden soviel sie wollte.

«Gib's auf», murmelte sie.

Der Appell ärgerte sie. Vielleicht sollte sie öfter ihre Gedanken vor sich hin sprechen, um zu merken, ob, sie . . . Ja was? Ob sie standhielten, das war es. Also. Wenn Philippe nicht zu überzeugen war, und wenn sie nicht aufgeben wollte . . . Dann muss ich mich eben selbst um Teiresias kümmern, dachte sie. Dieser Satz nun bestand die Probe, als sie ihn wenige Stunden später am Telefon wiederholte.

Sie rief in der Redaktion an, Philippe war nicht da. In die Nordstadt gefahren, sagte die Sekretärin, wegen irgendwelcher Recherchen. Nicht möglich! Catherine war verblüfft und froh, auch ein wenig beschämt. Sie hatte es Philippe nicht zugetraut, ihn festgenagelt auf ihr eigenes Vorurteil. Sie würde ihm das sagen, auch, dass es ihr leid tut. Immer noch habe ich mein altes Bild von dir und sehe nicht, dass du dich verändert hast.

Als sie ihn am Nachmittag in seiner Wohnung erreichte, fragte sie sofort: «Du warst in Teiresias' Haus?»

«Ich komme von dort, mit einem kleinen Umweg», sagte er. «Aber lassen wir das, nicht so wichtig.»

Er wechselte auch gleich das Thema. Er freue sich so über ihren Anruf. Seit dem Erwachen sei er in Gedanken immerzu . . .

Catherine spürte, wie Enttäuschung in ihr hochstieg. Statt Philipptes Worte, die Wärme in seiner Stimme, seine plötzliche Lebhaftigkeit zu genießen, war sie taub vor Ungeduld.

«Du warst also dort, nicht wahr?»

Philippe schwieg. Es dauerte, bis seine Stimme wiederkam.

«Warum fragst du? Sollte ich das nicht?»

«Doch, natürlich. Aber was hast du erfahren?»

«Ach weißt du», sagte er schleppend, «es wird dich nur langweilen. Wie es auch mich gelangweilt hat. Vergeudete Zeit. Immerhin eine Lehre für mich. Ich werde mich um meinen Job kümmern, meinen, verstehst du? Das da geht mich nichts an.»

«Ich habe es mir gedacht!»

Catherine glaubte zu schreien, aber es klang tonlos und verzerrt, als presste ihr jemand die Kehle zu. Und plötzlich hörte sie sich klar und ruhig sagen: «Dann werde ich mich selbst darum kümmern.»

«Du?»

«Ja, ich.» Sie sprach jetzt wie zu einem Auftraggeber.

«Wann können wir uns treffen, damit ich Genaueres erfahre über deine Erkundigungen. Ich müsste immerhin wissen, was du heute . . .»

«Selbstverständlich», erwiderte Philippe im gleichen Ton, «das können wir sofort haben.»

Er berichtete von seinem Besuch bei Monique und Serge, nannte die Adresse, beschrieb den Weg, schloss mit einem verbindlichen: «Na dann, viel Glück und Erfolg.»

«Danke, sehr liebenswürdig», sagte Catherine und legte auf. Sie blieb lange neben dem Telefon sitzen. Ihre erste bewusste Regung war ein Erstaunen darüber, dass sie nicht weinte. Vielleicht aus Solidarität mit Philippe, denn dass er es nicht konnte, erschien ihr ausgemacht. Sie aber hätte diese Erleichterung gebraucht, einen richtigen Ausbruch, nach dem sie sich besser fühlen würde, nicht mehr so dumpf und starr, eingeklemmt in namenlose Gefühle, nichts spürte sie außer Müdigkeit und dem altbekannten Fluchtreflex: Jetzt ins Bett, die Decke über den Kopf ziehen, nicht mehr da sein.

Sie schrak hoch. Jemand klopfte an die Wohnungstür.

Catherine öffnete. Ihre Nachbarin stand da, die ewigen Lockenwickel im Haar und ein Schüsselchen in der Hand, bei dessen Anblick Catherine sofort zu raten begann, was diesmal in Madame Arnaulds Haushalt auf unerklärliche Weise ausgegangen war, gerade als das Abendessen für den hungrigen Sohn vor seiner Vollendung stand, eben bis auf . . .

«Ein paar Eier?» fragte sie.

Madame Arnauld strahlte. «Sie sind eine Hellseherin, Mademoiselle.»

Sie gingen zusammen in die Küche. Catherine fand im Kühlschrank sechs Eier und war von ihrer Vorratswirtschaft nicht weniger beeindruckt

als von Madame Arnaulds Ausspruch, da wäre sie wohl zur rechten Zeit gekommen.

«Gott segne Sie», sagte Catherine beim Abschied an der Tür.

Diese Umkehr des eingespielten Wortwechsels veranlasste Madame Arnauld zu einer verlegenen Improvisation, die sich anhörte wie «ganz meinerseits».

Catherine war erlöst. Sie entkorkte die Flasche Rotwein, die vom gestrigen Picknick übriggeblieben war. Sie holte aus dem Küchenschrank ihr Lieblingsglas, einen gravierten Kelch, der die Inschrift trug: «Auf die Lebensgeister». Die kehrten zurück mit dem Wein und dem Entschluss, noch heute Monique anzurufen und eine Verabredung zu treffen. Sie musste mehr über Teiresias erfahren, wenn sie den Fall aufklären wollte. Catherine stockte: Wieso «den Fall aufklären»? Das war Sache der Polizei, die ihn wahrscheinlich bereits zu den Akten gelegt hatte. Eben deshalb. Weil sich gewiss niemand um diesen Toten scherte, dessen Geschichte nichts hergab, das man vorzeigen konnte. Vorzeigen wie den Unternehmer Dubois, eine glänzende Münze: Arbeit, Familie, Vaterland. Und wenn es da und dort kleine Flecken gab - eine gescheiterte Ehe, einen missratenen Sohn, ein infarktgefährdetes Herz vielleicht, eine an Geiz grenzende Knauserigkeit oder irgendeine andere, ach so menschliche Schwäche -, desto besser, das schuf Nähe und Glaubwürdigkeit, steigerte das Interesse, während dieser Abseitige mit dem verrückten Namen keine Menschenseele jemals . . ., aber das konnte nicht stimmen. Es musste in seinem Leben etwas gegeben haben, das eines Tages jemanden dazu bewog, einen schweren Stein aufzuheben und . . . Ja, sicher. Wie Madame Arnauld zu sagen pflegte: Leben und Tod gehören nun einmal zusammen, Mademoiselle.

#### 4

Es wurde allmählich dunkel. Philippe lag auf dem Bett, die Hände im Nacken verschränkt. Er hörte das leise Ticken seiner Armbanduhr. Es ist nicht wahr, dass Wiederholung ein Gefühl abschwächt. Sie macht nur, dass man es wiedererkennt und weiß, was zwecklose Hilfsversuche sind: sich betrinken, fluchen, im Zimmer hin und her laufen, ein Foto zerreißen . . . Alles dummes Zeug, das dem Elend die Lächerlichkeit hinzufügt. Er wusste auch - und dies war nicht mehr so erschreckend wie damals, bei der Trennung, als er es entdeckte -, er hatte verlernt zu weinen.

Er stand auf, ging zum Schreibtisch. Dort lag der Ordner mit den Vorarbeiten für die Dubois-Geschichte. Philippe betrachtete ihn schadenfroh. In der Tat, das Ding verdiente seinen Namen. Zu jedem Fragenkomplex war eine Rubrik eingerichtet, mit dem jeweiligen Stichwort auf den herausragenden Papierzungen. Übersichtlich, zweckmäßig, vollkommen albern. Das passt zu dir, sieh es dir ruhig an, ein Unglück mehr, was macht das jetzt schon. Er schaltete die Lampe an, schob den Stuhl zurecht und ging in die Küche. Im Kühlschrank fand er nichts außer der Flasche Campari, die neulich ein Kollege mitgebracht hatte. Ausgerechnet dieses Zeug. Er goss sich ein Glas voll, verzichtete auf Eis und Zitrone, schmecken würde es so und so nicht, kehrte zurück ins Zimmer, setzte sich und begann, in seinen Aufzeichnungen zu lesen.

*Ich hoffe, du verzeihst mir, Philippe. Die ganze Szene ist erfunden. Ich habe dir meine Gefühle geborgt. Wenn es dir so ging, wie ich's mir vorstelle, tust du mir von Herzen leid. Zu dieser halben Seite habe ich eine halbe Nacht gebraucht. Überrollt von Erinnerungen, mit denen der Schmerz wiederkam, Wut und Hoffnungslosigkeit und Florence natürlich. Alles wie damals, als wäre keine Zeit, als wäre nichts vergangen.*

*Heute habe ich gearbeitet wie besessen und schöne Schalen hergestellt. Das Runde in den Händen, besänftigend und einmal nützlich obendrein. Dann bin ich ins Dorf gegangen. Es liegt schon etwas Schnee. Der blinde Castelnau stand vor seiner Tür und witterte. In fünf bis sechs Tagen, sagte er, geht es da oben richtig los. Bei den Puigs fand ich Post für mich, eine Karte von Eric und Suzanne. Wie oft haben die sich schon zerstritten. In diesem Sommer muss es besonders schlimm gewesen sein. Ich kriege ja nicht alles mit, aber wenn sich Eric in meiner Werkstatt herumdrückt, Papa sagt, weiter nichts, dabei ein Blick zum Steineerweichen, dann beneide ich die Alten im Dorf, die auf dem letzten Loch pfeifen, unerschütterlich wie die Berge selbst.*

*Eric und Suzanne wieder ein Herz und eine Seele. «Hallo Nicolas», schreiben sie, aus Barcelona, begeistert. Behaupten, katalanisch zu lernen und oft an mich zu denken. Wie ich denn zurechtkomme, so ganz allein. Ohne euch Chaoten? Vortrefflich. Ich habe Ruhe und abends Zeit genug, eine Kriminalgeschichte zu schreiben, nach dem Leben erzählt, mit eignen Ausschmückungen. Hoffentlich imponiert euch das. Wie viel Tote? Klar, dass ihr nur danach fragt. Aber ich verrate nichts. Spätestens im April seid ihr wieder hier, liegt mir in den Ohren mit Zivilisationskritik und der Beteuerung, dass man nur an Orten wie diesem hier wirklich leben kann. Auch zu zweit? Wir werden sehen.*

*Lieber Philippe, liebe Catherine, nun schweife ich nicht mehr ab. Meinen Kummer bin ich los, fürs erste. Also weiter im Text. Aber wie? Euer Streit bringt alles durcheinander, wenigstens die Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes. Auf die ein Erzähler immer achten muss, das hat Gaston Dereme uns eingebleut, als er, ein Rufer in der Wüste - so waren doch seine Worte, erinnerst du dich, Philippe? -, dir und mir die Leidenschaft für Proust austreiben wollte. Der Arme, damit war er er-*

*ledigt. Und was nützt mir seine Lektion angesichts der widerborstigen Realität?*

*Ihr habt euch entschlossen, getrennte Wege zu gehen, der eine seinem Dubois, die andere ihrem Teiresias hinterher. Selbst wenn ihr durch dieselben Straßen fahrt oder dieselben Personen aufsucht, geschieht es nicht mehr gleichzeitig. Was ihr zur selben Zeit tut, spielt sich an verschiedenen Orten ab. Ihr seid ja auseinander. Herrgottnochmal, wie soll ich zwei Geschichten auf einmal erzählen? Mir bleibt nichts übrig als abzuwechseln, damit ich nicht aus dem Blick verliere, wie jeder von euch, gekränkt und eigensinnig, die Fährte seiner Wahl verfolgt, überzeugt davon, recht zu haben und es dem anderen eines Tages zu beweisen.*

Warum auf einmal diese Erinnerung? Sie sah die beiden Gesichter wieder, die abgearbeiteten Hände. Die Oberkörper aber, steif aufgerichtet und in dunklen Sonntagsstaat gehüllt, blieben undeutlich und dienten nur als Kontrast zu den Mohnblüten auf dem glänzenden Stoff des Sofas, wo Catherine, verwundert, nun Onkel Louis und Tante Genevieve sitzen sah. Sie konnte sich an solch eine wie zum Fotografieren gestellte Szene nicht erinnern, vielleicht war das Ganze nur ein Bild, das sie gern gemacht hätte, seinerseits Kontrast zu der Geschäftigkeit, dem ständigen Hantieren und Sorgen, das sie umgab, wenn sie in den Schulferien zu Besuch kam, Jahr für Jahr, auch nachdem Onkel und Tante in eine Stadtwohnung gezogen waren, um es auf ihre alten Tage bequemer zu haben, sagten sie. Catherine lernte aus dem Refrain aller Unterhaltungen über früher und jetzt, dass Elektrizität, warmes Wasser und ein WC in der Wohnung Dinge waren, deren Vorzüge man unermüdlich loben konnte. Oder musste, um den alten Obstgarten zu verschmerzen.

Catherine fuhr langsam. Sie suchte nach der Hausnummer, die Philippe ihr gesagt hatte. Diese Ähnlichkeit der Straßen, der Häuser, obwohl

sie hier größer und etwas neuer waren als in der Rue Pasteur, wo es außerdem Bäume gegeben hatte, Platanen natürlich, und so gut wie keine Autos. Schließlich fand sie eine Parklücke, klemmte sich zwischen einen schrottreifen Citroen und einen kleinen Lieferwagen, dessen Blau ihr auffiel, ein von den gebräuchlichen Lackierungen abweichender Ton. Als sie die fünfzig Meter bis zu Teiresias' Haus zurückging - sie würde es weiterhin so nennen, auch wenn er dort gewiss einer der armseligsten Mieter gewesen war gab ihr Gedächtnis den Gegenstand her, zu dem dieses Blau gehörte, eine Glasfarbe, die ihr als Kind vornehm erschienen war, wie auch die flache Schale mit einem leeren Flakon und dem ebenfalls leeren Parfümzerstäuer auf Tante Genevieves Waschkommode.

Im Treppenhaus versuchte Catherine, sich nicht einzulassen auf den mit jedem Schritt verlockenderen Vergleich zwischen ihren Eindrücken und Philippes Schilderung, die ihr nun dürftig vorkam. Was alles hatte er einfach nicht wahrgenommen, angewidert von einem Ort, für den er keinen Sinn besaß. Während sie in dieser Vertrautes heraufbeschwörenden Umgebung Mühe hatte, sich auf ihr Anliegen zu konzentrieren, nicht davon zutreiben in eine dufterfüllte Küche, in der Aprikosenmarmelade gekocht wurde und Onkel Louis, gegen die Musettebegleitung aus dem Radio, den Tango El Choclo pffff.

Erst in Moniques kahlem weißem Zimmer fand Catherine den Faden wieder, konnte sie mit ihren Fragen an das Selbstgespräch während der Fahrt anknüpfen, als hätte es keine Unterbrechung, keine Plauderei zum Tee, nicht den kleinen Stich beim Anblick der vergangenen Propheten, keine Verlegenheit an der Tür, nicht den vergeblichen Versuch gegeben, die alte Frau mit dem Hörgerät dazu zu bewegen, ihr Teiresias' Zimmer zu zeigen.

Monique war so, wie Catherine sie sich nach Philippes Beschreibung vorgestellt hatte, auf Anhieb sympathisch, vor allem - sie war allein.

«Serge besucht seine Mutter», erklärte Monique, ohne dass Catherine fragen musste. «Gut, dass er nicht da ist», setzte sie hinzu. «Er mochte den Blinden nicht, und selbst jetzt hört er nicht auf . . ., aber das weißt du ja, er hat es dir bestimmt erzählt, dein Freund, oder?»

«Hat er», sagte Catherine, «aber ob er mein Freund ist...Wir haben uns gerade wieder zerstritten. Ich weiß, das kann sich ändern, du kennst das ja, oder ist es bei euch anders?»

Monique schüttelte den Kopf: «Natürlich nicht. Ich frage mich, warum man das so lange aushält. Oder warum wir es nicht anders können. In unwandelbarer Eintracht.»

«Wie die Früheren, nicht wahr? Meine Tante und mein Onkel zum Beispiel, bei denen habe ich nie etwas anderes bemerkt. Bei den Eltern schon. Trotzdem, du läufst durch die Welt mit diesem Idealbild und kommst dir dann vor wie jemand, der alles verkehrt macht oder eben Pech hat. Da ist es immerhin ein Trost, wenn es anderen nicht besser geht.»

«Darauf kannst du dich verlassen», sagte Monique.

Catherine gefiel ihr Gesichtsausdruck. Es sah aus, als ob in den braunen, ein wenig schräg stehenden Augen grüne Pünktchen aufleuchteten.

«Die Ideale allerdings . . . Schwierig. Denk an Teiresias.»

«Ich denke die ganze Zeit an ihn. Es ist seltsam, wie mich dieser Mensch beschäftigt, den ich nicht gekannt habe. Seit einem Zufallsfoto.»

Sie suchte in ihrer Tasche und reichte Monique das Bild, die es lange ansah.

«Wer ist der Junge?»

«Pierre Dubois. Ein klassischer Fall von Vaterhass. Philippe hat mir die Geschichte erzählt. Teiresias spielt darin überhaupt keine Rolle. Falls Dubois die Wahrheit gesagt hat.»

«Warum sollte er lügen?»

«Keine Ahnung. Ich habe nur das Gefühl, dass da irgendwas nicht stimmt. Der Händedruck auf dem Friedhof. Einen Tag später ist Teiresias tot, erschlagen», Catherines Stimme wurde schärfer, «und kein Hahn kräht danach. Für mich ist das ein Skandal, diese Gleichgültigkeit.»

«Bei Serge gibt es etwas anderes. Er hat an Teiresias gehasst, was er selbst nicht war, mittlerweile nicht mehr sein will. Ist dir aufgefallen, wie sich die Plakate in Serges Museum, dort auf dem Flur, gegenseitig verhöhnen?»

«Ich habe nicht so genau hingesehen.»

«Achte mal drauf. Seine zynische Bilanz: Die Ideale kommen und gehen, das Elend, die Dummheit der Menschen bleiben. Wer auch nur einen Funken Verstand hat, durchschaut den Schwindel und wird sich von nichts und niemandem mehr verführen lassen. Du kannst dir die Auseinandersetzungen mit Teiresias vorstellen, der etwas Unbeugsames hatte, eine Kraft, um die ihn Serge, glaube ich, beneidete. Deshalb seine Sticheleien. Der echte Teiresias sei er, denn er besitze die Erfahrungen beiderlei Geschlechts, die der Gläubigen und die der Skeptiker, wurde ihm doch, zum Ausgleich für das verlorene Glaubensglück, Hellsicht beschieden, die eine weitaus solidere Gabe sei als so ein windiges Seher-tum. Teiresias war immer ganz hilflos gegen Serges Spott. Er reagierte verletzt und zornig und versuchte es seinerseits mit Ironie, aber das ging jedes mal schief. Schließlich vermied er es, mit Serge zusammenzutreffen. Mich besuchte er eine Zeitlang häufiger. Ich denke, er war verliebt, aber viel zu schüchtern, um es mir zu sagen, und mir war das nur recht. Ich hatte ihn gern, sicher, aber... Ich weiß bis heute nicht, woran es lag. Er war mir nicht ganz geheuer, zugleich langweilte er mich, trotzdem hatte ich ihn gern. Nur, dieses Gefühl verflüchtigte sich, wenn er eine Weile

da war. Aus dem Abstand jedoch und vor allem jetzt, wo er tot ist . . . Er fehlt mir.»

«Ja, er fehlt», bekräftigte Catherine, «und ich will mich nicht damit abfinden, dass es niemanden zu kümmern scheint, vor allem, dass Philippe einer Unternehmerstory nachläuft, von der man von vornherein weiß, dass die Leute sie hören wollen, aus welchen Gründen auch immer. Das ist doch pure Bequemlichkeit, sich auf eine sogenannte Nachfrage zu berufen, statt etwas zu schreiben, das nicht beruhigt und bestätigt, das unwillkommen ist. Ich habe einen Augenblick lang gedacht, er hätte mich verstanden, aber nun weiß ich, dass er nur hier war, um mir einen Gefallen zu tun - nicht, weil er selbst ein Interesse an Teiresias' Schicksal hat.»

Monique legte ihre Hand auf Catherines Arm. «Was willst du tun?»

«Mich selber kümmern. Deshalb bin ich hier.»

«Catherine, es tut mir leid. Ich weiß so wenig von Teiresias. Ich habe mich kaum anders verhalten als die meisten, denen er begegnet ist. Vielleicht wäre er noch am Leben, wenn er auch nur einen wirklichen Freund gehabt hätte. Mir ist niemand eingefallen. Höchstens dieser Chemiker, aber ob der ein Freund war... Teiresias nannte ihn immer den Chef. Er hielt offensichtlich viel von ihm. Ich glaube, das war ganz einseitig, ein Zweckbündnis, das Teiresias anstrebte, um mit Hilfe eines Stärkeren zu seinem Recht zu kommen, zumal der andere, soviel ich weiß, auch gefeuert worden ist nach der Unglücksgeschichte, in die Teiresias sich da verrannte.»

«Wieso verrannte? Bist du denn sicher, dass er unrecht hatte?»

«Ich weiß nicht. Ich war sicher, dass er übertrieb, genauer gesagt, dass er in eine Art Verfolgungswahn geriet. Ich nahm ihn nicht mehr ernst. Ich habe mich tot gestellt, weil mir die Sache vollkommen undurchsichtig war und ich Teiresias' Darstellung nicht glauben konnte. Nicht einmal

den Namen dieses Vorgesetzten, der angeblich zu ihm hielt, habe ich mir gemerkt. Du siehst, lauter Versäumnisse, und jetzt...»

Monique starrte auf den Boden. Plötzlich stand sie auf: «Ich habe eine Idee. Wir gehen zu einem, der bestimmt Bescheid weiß »

«Du meinst Maurice Leduc?»

«Ja. Woher kennst du ihn? Ach so, natürlich, dein Freund hat dir erzählt... Was ist, gehen wir?»

«Für so schöne Frauen immer.»

Maurice machte eine Bewegung mit Kopf und Hand, die unterstreichen sollte, dass er bereit war, seine Zeit, seine Kenntnisse und, wenn die Damen es wünschten, auch einen Platz zu ungestörtem Reden zur Verfügung zu stellen, dies mit einem Seitenblick auf den Mann, der neben ihm saß, vor sich hin stierte und wie geistesabwesend von Zeit zu Zeit eine helle Flüssigkeit in sein Glas goss und hinunterkippte. Monique und Catherine versicherten, dass sie sich nicht im geringsten gestört fühlten. Sie bestellten Wein, von dem Maurice - nur so eben zum Anstoßen, ansonsten bleibe er lieber bei seiner Marke - einen Schluck mittrank.

«Auf Teiresias», sagte er. «Dem müssen im Jenseits ja die Ohren klingen, bei soviel Interesse an seiner Person. Ein bisschen verspätet, leider.»

Monique schwieg. Sie trank hastig und nahm sich aus Catherines Päckchen eine Zigarette. Catherine gefiel das Bistro. Es war ihr auch nicht unangenehm, dass hier nur Männer saßen. Sie suchte nach einem Ausdruck für die Atmosphäre in dem engen, warmen Raum und war überrascht, auf das Wort sachlich zu stoßen.

Das passte. Zu Maurice auf alle Fälle. Obwohl er sicher seit Stunden da war und bereits mehr als eine halbe Flasche Cognac intus hatte, wirkte er konzentriert und wach, als Catherine ihm erklärte, warum für sie der

Fall Teiresias - diese bequeme, wenn auch etwas schiefe Formel ließ sie nun stehen - wichtig geworden war. «In der Geschichte, die Sie dem Journalisten erzählt haben», schloss sie, «gibt es einen Punkt, über den ich gern mehr wissen würde. Wer ist dieser ehemalige Vorgesetzte, den Teiresias den Chef nannte? Was hatten die beiden miteinander zu tun?»

Maurice nahm einen Schluck, dann sagte er bedächtig: «Also. Die haben beide in derselben Firma gearbeitet. Der andere war da ein höheres Tier, promoviert und so, eine Kapazität auf seiner Strecke. Er leitete die Abteilung, in der Teiresias seine Suppen kochte. Ich hab mir von dem ganzen Zeug nichts gemerkt. Teiresias sprach ja manchmal davon, aber er ließ es dann sein. Mich kotzt die Chemie an. Ich habe ihm immer gesagt: Unser Herrgott hat alles gemacht, was wir zum Leben brauchen, da müsst ihr nichts erfinden, ist sowieso alles Gift und Dreck. Nächstens wird uns irgendein Bursche aus deiner Branche noch künstlichen Cognac andrehen. Nichts für mich, nein danke.» Er drehte das Glas in seinen Händen, hob es an und sog andächtig den Geruch ein. «Sie müssen wissen», fuhr er fort, «dass ich von Beruf Böttcher bin.»

«Wie der Vater von Etienne Dubois», bemerkte Catherine.

«Tatsächlich? Der hätte seinem Sohn schon was Gescheiteres beibringen sollen, Finden Sie nicht? Aber zurück zu dem sogenannten Chef. Mir ist sein Name wieder eingefallen. Charles Verrier. Ein seltsamer Vogel. Lebt mutterseelenallein mit seiner Katze und tut nix außer arbeiten. Teiresias hat ihn von Zeit zu Zeit besucht. Verrier war wohl der einzige, der zu ihm hielt, also auch nicht an einen einfachen Laborunfall geglaubt hat, damals. Nur war er schlauer als unser Freund. Er hütete sich, seine Vermutungen auszuposaunen und gab Teiresias den guten Rat, den Mund zu halten, bevor man keinen Beweis für diese Sauerei mit dem Kampfstoff in Händen hatte. Aber wo die ganze Sache supergeheim war und der Unfall von einer wildfremden Kommission untersucht wurde,

wie sollte man da Beweise... Für Teiresias war es Beweis genug, dass niemand von den leitenden Chemikern, auch die Kapazität Verrier nicht, an der Untersuchung beteiligt war. Leider hat er den Guten in die Pfanne gehauen, nicht mit Absicht, so etwas hätte er nie fertiggebracht. Aber in dem Spektakel, das nach seinem Zeitungsartikel losging - er sprach nur immer von seinen Verhören - hat er sich eines Tages auf Verrier berufen, dass der die Sache genauso sehe wie er, nur nicht darüber sprechen wolle. Na, Sie können sich denken, dass dem das nicht besonders gut bekommen ist. Man hat nichts direkt gegen ihn unternommen, aber es gibt ja elegantere Methoden, jemandem die Arbeit zur Hölle zu machen, gerade wenn einer so ehrgeizig ist. Jedenfalls hat Verrier von sich aus gekündigt, nach ein, zwei Jahren oder so.»

«Hat das Teiresias nicht belastet?» fragte Monique.

«Sie meinen, mit schlechtem Gewissen?»

Monique nickte.

«Nicht im geringsten. Er nahm es als weiteres Zeichen, dass er und Verrier recht hatten. Wenn das System sich angegriffen fühlt, sagte er, schlägt es zurück. Was für den Angreifer, auch wenn er dabei den kürzeren zieht, eine Art Sieg bedeutet. Ihm kam gar nicht in den Sinn, dass Verrier die Sache womöglich etwas anders sah und ihm nicht so wohlgesonnen war, wie er immer glaubte.»

«Soll das heißen, dass Sie ihn mit Teiresias' Tod in Verbindung bringen?»

«Wo denken Sie hin.» Maurice schien entrüstet, doch setzte er nach einer kleinen Pause hinzu: «Obwohl, völlig ausgeschlossen ist es nicht. Aber wenn es einen Zusammenhang gibt, ist er verwickelter. Ich meine, Verrier war ganz bestimmt nicht der Mörder. Das passt nicht ins Bild. Außerdem, wie heißt es doch immer so richtig: Wo wäre das Motiv?»

«Rache», Monique ließ nicht locker. «Schließlich konnte Verrier Teiresias die Schuld geben an seiner zerstörten Karriere, seinem sozialen Abstieg.»

«So dramatisch war's nun wieder nicht. Der Chef besaß Ersparnisse, er arbeitete weiter, für irgendwelche Fachzeitschriften, als Gutachter, was weiß ich. Eine eiserne Disziplin, behauptete Teiresias, den wirft nichts aus der Bahn.» Maurice sprach nun doch mit schwerer Zunge. «Ich weiß nicht mehr, wann das war, aber Teiresias erschien eines Abends, das ist noch nicht so lange her, ganz aufgekratzt hier am Tisch. Er sagte immerzu: Jetzt kommt wenigstens einer von uns zu seinem Recht, oder: Es gibt eine Gerechtigkeit, oder irgendwas in der Art, ich habe es nicht genau behalten.»

Er tippte an die Flasche:

«Das Zeug ist wundervoll, aber der Grips geht dabei zum Teufel.»

«Wissen Sie wirklich nicht mehr, worum es ging und wann das war?»

«Zwecklos, tut mir leid. Aber wenn Sie's unbedingt herausbekommen wollen, statten Sie dem Chef mal einen Besuch ab. Das brächte Licht in sein freudloses Dasein. Die Adresse findet sich bestimmt im Telefonbuch. Ein Typ wie der hat ein Telefon, da wette ich, auch wenn das Ding unter Spinnweben versteckt ist.» Maurice legte den Kopf in den Nacken und ließ die letzten Tropfen aus seinem Glas in sich hineinlaufen.

Dann wandte er sich an seinen Nachbarn, der leise vor sich hin lallte.

«So, Bruder, Schluss jetzt. Befreien wir die Damen von deinem Anblick.»

Und zu Catherine und Monique gewandt:

«Es war mir ein Vergnügen. Wenn Sie wieder was auf dem Herzen haben, stets zu Ihren Diensten.»

Er verbeugte sich, wobei er sich vorsichtshalber am Tisch festhielt. Er zog den Lallenden von seinem Stuhl hoch, bugsierte ihn zur Tür, blieb



dort stehen und winkte dem Wirt zu:

«Bis morgen, Jeannot. Gib mir auf die Mädchen acht.»

5

Die Blumen hätten seiner Mutter den Ausdruck entlockt, mit dem sie früher seine Bastelgeschenke entgegennahm. Philippe war unbehaglich zumute. Wieso dachte er jetzt an die Mutter? Weshalb seine Verlegenheit und warum zum Teufel dieses ausdrucksvolle Arrangement aus Gräsern und Herbstblumen, denen man ihren wilden Ursprung noch ansah. Hätte er doch einen neutralen Strauß gewählt, statt einer derartigen Illustration von Lasstblumensprechen. Er bekam Lust, wieder umzukehren. Vielleicht hatte man sein Läuten nicht gehört. Doch es war zu spät. Ein Mädchen in weißer Schürze öffnete die Tür, bat ihn herein, nahm ihm den Strauß ab und führte ihn in einen Empfangssalon, der ihn an das Gästezimmer zu Hause erinnerte, nur dass es hier natürlich kein Bett und zwischen den beiden hohen schmalen Fenstern tatsächlich eines jener Stilleben gab, die zu besitzen die Mutter sich gewünscht hatte. Ein Jan Davidsz de Heem oder Willem Kalf, unerschwinglich für unsereins, versicherte der Vater im Ton der Hochachtung und des Bedauerns.

Er möge bitte Platz nehmen, die gnädige Frau komme sofort, sagte das Mädchen und verschwand. Philippe war es recht. Er musste seine Gedanken ordnen, sich auf das Gespräch einstellen.

Bei der Durchsicht seiner Materialien vorgestern, an dem furchtbaren Abend, hatte er geglaubt, er müsse die Arbeit aufgeben oder völlig von vorn beginnen. Nichts erschien ihm verwendbar, kein Gedanke an einen möglichen Ablauf, einen Plan. Aber irgendwann, am nächsten Tag, war das geschehen, was er die Geburt eines Musters nannte. Ihm stand

die Dubois-Geschichte, wiewohl er kein Wort davon hätte aufschreiben können, als Ganzes vor Augen. Er stellte zwei Listen zusammen - Sachverhalte, die zu klären, Personen, die zu befragen waren -, entwarf ein Schema der jeweiligen Zuordnungen und entschied sich dafür, mit den Komplexen «sozialer Aufstieg», «familiäres Milieu», «Psychogramm» zu beginnen, deren Pfeile an dem Kästchen zusammentrafen, in das er den Namen Cecile Levallois eingetragen hatte.

Er wusste, dass sie seit der Scheidung vor sechs Jahren wieder ihren Mädchennamen trug, im Haus der Levallois lebte, allein. Ihre Eltern waren kurz hintereinander gestorben, Geschwister hatte sie nicht. Ihre Tochter Marie-Claude war in Spanien mit einem Bauunternehmer verheiratet. Über den Kontakt zwischen Pierre und seiner Mutter wusste Philippe Bescheid, auch dass sie jede Beziehung zu Etienne Dubois abgebrochen hatte. Trotzdem war sie zu seiner Beerdigung gekommen. Philippe erinnerte sich an den unangenehmen Zug in Pierres Gesicht, bei den Worten: «Das muss ihr gutgetan haben.»

Durch Pierre hatte er ebenfalls erfahren, dass Cecile nur auf Drängen ihres Cousins Antoine I - offenbar gab es in der verzweigten Sippe der Levallois einen weiteren Träger dieses Namens - schließlich eine beträchtliche Abfindung akzeptiert und davon die Wohnung für ihren Sohn gekauft hatte.

«Ganz im Sinne des Alten, nicht wahr?» Pierre schien selbst die Annehmlichkeiten seiner teuren Behausung als Strafe für den Vater zu betrachten. Im übrigen hielt er große Stücke auf Antoine I, der als fähiger Rechtsanwalt, «mit mehr Grips, als Sie und ich zusammen besitzen», seine Cousine in allen juristischen und finanziellen Angelegenheiten beriet. Erfolgreich, wie es aussah.

Philippe blickte hinüber zu dem silbernen Tafelgeschirr, den Austern und Pfirsichen in grüngrau abgeschwächten Farbtönen, die gut zu sei-

nem Bild von Cecile Levallois passten. Dabei hatte er sie nur einmal, in Schwarz, gesehen, ihre Stimme am Telefon gehört, als sie sich zu einem Gespräch bereit erklärte. Dieselbe Stimme hörte er jetzt.

«Verzeihen Sie, dass ich Sie habe warten lassen.»

Philippe gelang es, seine Überraschung zu verbergen. Eine so geräuschlose Tür, ein Teppich, der den Klang von Absatzschuhen dermaßen verschluckte.

Er stand auf, Cecile reichte ihm die Hand, bedankte sich für die Blumen. Sie tauschten vertraute Formeln, leicht, belanglos, angenehm. Philippe spürte ein tiefes Wohlbehagen, etwas Heimatliches, das er Catherine nicht würde erklären können, eben sowenig wie die Ausstrahlung der Frau, die er empfand, ohne sie an Einzelheiten ihrer Erscheinung oder ihrer Rede festzumachen. Ihm war klar, dass das eigentlich Kostbare dieser Begegnung in der späteren Geschichte nicht Vorkommen würde. Denn wie beschreibt man einen Duft, eine Aura, ohne sie, von einem behelfsmäßigen Vergleich zum nächsten, in etwas anderes aufzulösen?

Aber das brauchte ihn jetzt nicht zu beschäftigen. Er musste an seine Fragen denken, zuhören, nichts weiter tun, als sich dem Gespräch zu überlassen. Glücklicherweise gehörte Cecile Levallois nicht zu denen, die behaupteten, nicht reden zu können, wenn ein Band mitlief.

Seit Stunden dieses Band. Zuerst achtete er nicht auf den Inhalt, hörte nur der Stimme zu, ihren Kadenzen und Pausen, den in Atem, Klangfarbe, Betonungen und Nebengeräuschen vernehmbaren Gefühlsabläufen, denen der wechselnde Ausdruck des Gesichtes entsprach, das ihm überraschend lebendig vor Augen stand. Anders als nach den meisten Interviews sah er diesmal eine Folge deutlicher Bilder, nicht jene imaginäre Summe, zu der sonst die Gesichter seiner Partner im Nachhinein erstarrten. Auch anders als sonst, nahm er sich selbst stärker wahr, seine Zurückhaltung,

das vorsichtige Werben, wenn er, selten genug, eine Frage mit erklärenden Bemerkungen einleitete. Ihn verblüffte die Spontaneität seiner Einwürfe, das an manchen Stellen unverhohlene Einverständnis oder Befremden, als hätte er völlig vergessen, dass er nicht in eine private Unterredung verwickelt war.

Cecile Levallois ging es offenbar ähnlich. Philippe wusste nicht, wodurch er ihr Vertrauen gewonnen hatte. Er genoss einfach, dass sie redete wie zu einem Freund. Den Inhalt des Gesprächs erfasste er zuletzt, beim dritten Abhören, als er die nun erst aus ihrer sinnlichen Hülle gelöste Information aufnahm, das Gerüst der Geschichte oder jenes Teils davon, der aus Cecile Levallois' Erinnerungen hervorgehen würde - später, beim Schreiben.

Zunächst kam es Philippe darauf an, die Menge des Gehörten zu verarbeiten, in eine Skizze zu verwandeln, ein «Ensemble von Stützinformationen», hatte er Catherine einmal zu erklären versucht, die aber weiterhin «verdünnter Aufguss» sagte.

Er nahm ein Blatt und schrieb:

«Etienne Dubois - ein ermutigender Anachronismus? Ein Mann, den der Aufbau interessierte, nicht das Fertige. Das ganze Gegenteil eines Couponschneiders. Diese Spezies eher im Umfeld seines Förderers Noiret vertreten, auch in der Familie Levallois, wenngleich in bescheidenem Maßstab und auf alle Fälle diskret. Geld hat man, von Geld spricht man nicht. Kultiviertheit mit historischer Patina. So kultiviert, dass man selbst den Plebejer schluckte, den hochbegabten jungen Mann aus kleinen Verhältnissen», von Noiret eingeführt, der in Etienne etwas vom Besten unseres Volkes sah, Intelligenz, Phantasie und Klarheit . . . «Das wäre ein Sohn nach meinem Herzen. Könnte er nicht dein Schwiegersohn werden?» soll Noiret zu Ceciles Vater gesagt haben.

C. nicht abgestoßen durch das kaum kaschierte Verkopplungsmanöver. Besaß Selbständigkeit genug, sich ihr eigenes Bild von dem jungen Mann (immerhin sieben Jahre älter als sie) zu machen und danach zu entscheiden. Etienne gefiel ihr. Nicht auf den ersten Blick, doch bald. Verlobung nach einem dreiviertel Jahr Bekanntschaft, ein Jahr darauf Hochzeit. Was C. an Etienne liebte: seine Energie, Neugier und Lernbereitschaft, das Klare und Feste in seinem Charakter. Wörtlich: Ich verglich ihn mit einem Diamanten... Ich hatte ja den Kopf voller Romane, und meine Verbindung mit diesem Mann war für mich ein Roman, den ich selbst erleben sollte, oder ein Märchen, wie das von der Prinzessin und dem Schweinehirten. Spannend, eine Aufgabe, an deren glücklicher Lösung, das heißt der Anpassung Etiennes an unsere Lebensformen, für mich kein Zweifel bestand... Das Bild - die Idealisierung? - Etiennes hartnäckig aufrechterhalten, gerade weil sie es gegen ihre Eltern verteidigen musste, die den Schwiegersohn mit der Zeit doch allzu geschäftstüchtig fanden, skrupellos. Sein Verhalten nach dem Tod Noirets, als er den Betrieb übernahm und völlig neu organisierte, langjährige Angestellte entließ, altgedienten Chemikern junge Kräfte vor die Nase setzte, sich einen Stab von Markt- und Werbespezialisten heranzog und, dies schienen die Levallois als stärksten Beweis für seinen schlechten Charakter anzusehen, das Unternehmen auf Kosten der lokalen Konkurrenz vergrößerte.»

Philippe zog eine Karteikarte hervor, auf der er vermerkte: "Berger-Cremieux. Konkurs 1966. Rolle D's ermitteln. Unlautere Geschäftsmethoden? Durchsicht Pressestimmen, bes. Artikel v. Roger Germain in <Nouvelles Economiques>. Evtl. Befragung Cremieux jr., laut Auskunft C. L. seit zehn Jah-

ren Eigentümer der <Savons de midi> (vormals Delaroche) in Grasse.

Philippe steckte das Kärtchen in den Kasten, zwischen Baudricourt, Leon; Personalchef bei D. und Darain, Adele geb. Dubois; Installationsgeschäft in Châteauneuf-sur-Charente; drei Söhne, E. D. Pate des Ältesten, Yves, und schrieb weiter: Cecile schildert diese Zeit als die der ersten deutlichen Risse. Etienne kaum zu Hause, ganz absorbiert vom Aus- und Umbau des Unternehmens. "Für ihn waren es wohl sehr befriedigende Jahre. Mich und die Kinder nahm er als etwas Selbstverständliches, einen angenehmen Hintergrund, um den er sich nicht weiter zu kümmern brauchte, nein, das stimmt nicht..., um den er sich eben so kümmerte, wie er es verstand. Er baute uns ein Haus, erfüllte die Wünsche der Kinder, soweit sie ihm akzeptabel erschienen, und mich überhäufte er mit diesen Ehemanngeschenken, Schmuck, Pelze, Porzellan, Dinge, an denen ich mich immer weniger freuen konnte, seit unsere Beziehung so flach, wie soll ich sagen, seelenlos geworden war."

Philippe sah vom Blatt hoch. Ihm fiel Pierres Geschichte mit dem Türgriff ein. Die familiären Spannungen. Cecile hatte ganz offen darüber gesprochen, weil sie, wie er annahm, fraglos mit seinem Taktgefühl rechnete oder mit dem, was sie an irgendeiner Stelle des Gesprächs «seelische Grazie» genannt hatte. Er schrieb weiter:

Verhältnis zur Tochter (geb. 1958) im wesentlichen unproblematisch. Störungen bei Pierre (geb. 1960) unübersehbar spätestens, als er in die Schule kam. Drängen der Mutter, einen Psychiater aufzusuchen, vom Vater abgelehnt. Der Junge sei einfach verweichlicht. Es wäre ein unverzeihlicher

Fehler, ihn darin noch zu bestärken, indem man ihn zu einem Seelendoktor schleppte. Er selbst werde die Sache in die Hand nehmen, und es wäre gelacht, wenn er nicht einen richtigen Mann aus ihm machte, <einen, auf den wir beide stolz sein können, chérie, nicht wahr?... Ich habe mich gefügt, wie so oft, wenn es mir aussichtslos erschien, Etienne umzustimmen oder auch nur, ihm meine Ängste, mein Empfinden eines Mangels begreiflich zu machen. Er verstand mich nicht, wie auch ich... C. offensichtlich ohne Verständnis für die Arbeitsunersättlichkeit ihres Mannes, auch ohne Interesse an den Inhalten seiner Tätigkeit. Gibt zu, dass sie seine Welt immer ablehnt und ihn als jemand gesehen hat, den sie in die ihre hereinziehen wollte, ja musste, um einen rundum wertvollen Menschen aus ihm zu machen. Heute erkenne ich die Borniertheit und Arroganz meines damals ganz naiven Verlangens, und ich bin besser in der Lage, meinen Anteil am Scheitern dieser Ehe zu erkennen. Lange Zeit war ich viel zu verletzt, zu verbittert... Sie war es, die die Scheidung verlangte. Dubois wehrte sich nach Kräften. Doch schließlich, seine Frauengeschichten, die geschickte Intervention von Antoine I - Dubois verlor den Prozess, Cecile hatte er zuvor schon, den Sohn seit langem verloren. Ein schlimmer Schlag, gewiss, aber keiner, der ihn umwarf. Ein Jahr nach der Scheidung Fusion mit dem agrochemischen Handelsunternehmen ELAC und Kandidatur bei den Departementswahlen.

Cecile: Die Politik? Die war für ihn ein Mittel zum Zweck, interessant, soweit sie den Geschäften nützte oder sich zu deren Nutzen wenden ließ. Er hatte ein ganz pragmatisches Verhältnis zu diesen Dingen und nur wenige Grundsätze, vor allem natürlich den, dass eine Regierung den Spielraum

für Leistungswillen, Initiative und Kreativität für die, wie er sagte, gesunden Kräfte einer Volkswirtschaft um jeden Preis sichern muss. An diesem Punkt konnte er auch heftig werden. Ich erinnere mich an unangenehme Diskussionen mit seinem Neffen Yves, der nach dem Mai '68 mit den Kommunisten sympathisierte, vielleicht auch mehr als das, genau weiß ich es nicht, denn ich, sehen Sie, bin in der Auffassung groß geworden, dass Politik, gleich welcher Spielart, ein schmutziges Geschäft ist, dem man nur zu Zeiten nationaler Bedrohung - von außen her, meine ich - seine Hand leihen darf. Die Kurzsichtigkeit einer solchen Überzeugung braucht mir niemand zu erklären, aber Sie werden verstehen, dass man sie schwer los wird.

Cecile eingesponnen in ihrer Liebe zur Musik - vor der Ehe zwei Jahre Konservatorium, Unterricht in Klavier und Querflöte -, zu Bildern und Büchern (bevorzugt Montaigne, Diderot, Madame de Staël, Proust). Die Abendgesellschaften daheim oder bei Bekannten, von Dubois als pure Zeitvergeudung betrachtet und möglichst gemieden...

Getrennte Welten. Von der Teiresias-Affäre, zum Beispiel, wusste C. nichts. Ist dem Namen, außer bei Homer, nie begegnet.

Jedoch, aufschlussreiche Andeutungen über eine Art Midlifecrisis Dubois' in der letzten Zeit: Er fürchtete zu stagnieren. Dabei hat er nicht aufgehört, sein Imperium zu vergrößern. Ich sagte es ja schon. Was er brauchte, um sich lebendig zu fühlen, war das Risiko, die Herausforderung. Das mochte ich an ihm, diesen Schuss Abenteuergeist. Ja, er hatte bei aller Solidität und Besonnenheit etwas von einem Spieler. Das passte zu meinen romantischen Vorstellungen: ein Mann, der bereit wäre, einer kühnen Idee zuliebe alles aufzugeben, was er

bisher erreicht hat, und auszusteigen, wie man heutzutage sagt. Ich habe ihn verklärt, sicher, aber ein bisschen davon gab es bei ihm tatsächlich. Und ich bin überzeugt, dass seine Krise der Herd eines Neubeginns war, dass er uns bald mit irgend etwas überrascht hätte, wäre nicht dieser absurde Unfall...

Die Art seines Todes, der Zeitpunkt, das verträgt sich so wenig mit seiner Lebenslinie. Für mich besitzt jedenfalls der Ausdruck jemand sei eines unnatürlichen Todes gestorben, seither einen spürbaren Sinn. Da kann ich mir noch so oft Vorhalten, dass es natürlich ist, ich meine: physikalischen Gesetzen entspricht, wenn ein Wagen mit einer Geschwindigkeit von hundertvierzig Stundenkilometern in eine Kurve fährt, deren Krümmung der Fahrer falsch eingeschätzt hat und so weiter. Sie kennen vermutlich den Polizeibericht.

Philippe griff automatisch nach seinem Ordner und vergewisserte sich, ob die Fotokopie an ihrem Platz war, ein Dokument, das Gautier, dieses Beziehungswunder, ihm beschafft und mit dem üblichen: "Wehe dir, wenn das abhanden kommt" überlassen hatte. Philippe schob den Ordner zurück und schrieb weiter: Erstaunlich, wie gut C., die doch jeden Kontakt zu ihrem geschiedenen Mann abgebrochen hatte, über dessen Innenleben Bescheid wusste. Woher ihr das alles bekannt sei? - Zögernde Antwort: "Durch Pierre. Er verkehrt im Hause seines Vaters."

Ausgerechnet! Pierre, der die Abneigung gegen den Vater durch alle Poren ausschwitzt!

Im Hause seines Vaters. Nicht: mit seinem Vater. Deutlicher Widerwille in C.s Stimme: "Mit dessen Chauffeur."

Wortreiche Schilderung der Autoleidenschaft Pierres, seit jeher. Klingt wie eine Entschuldigung für den unpassenden Umgang.

Dies offenbar der Punkt, an dem Mutter und Sohn uneins sind. Sie bemüht, das Ärgernis zu übersehen, er verschlossen. Bietet Auskünfte über den Vater an, eine Art Abwehr wahrscheinlich. "Er will über diese Freundschaft, oder was es auch immer ist, nicht sprechen. Ich muss das respektieren, so schwer es mir fällt. Wenn ich ihn mit Fragen bedränge, wenn er meine Missbilligung spürt, zieht er sich zurück. Das war schon immer so."

Hier die einzige Stelle, an der C., geradezu schroff, das Thema wechselte.

Philippe überlegte. Welche Bedeutung besaß dieses Detail für die Dubois-Geschichte? Dass es für Cecile nahezu tabu war, hatte er verstanden. Doch musste er deswegen auf eine Nachforschung verzichten? Zu seinen Arbeitsregeln gehörte, auch und gerade dort, wo seine Partner auswichen, weiterzugraben, nicht aus Indiskretion, sondern weil er das Feld seiner Recherchen schon selbst abstecken musste. Erst beim Umgang mit den Ergebnissen kamen Rücksichten ins Spiel, die zu üben ihm nie schwergefallen war, weil ihm der Geschmack an Klatsch so weit abging, dass er auch den seiner Leser nicht zu befriedigen verstand.

Er ging in die Küche, um sich einen Kaffee zu machen. Während er darauf wartete, dass das Wasser kochte - Augenblicke, die er mochte, weil die Untätigkeit, das Summen im Kessel etwas zugleich Beruhigendes und Inspirierendes hatten -, wurde ihm bewusst, dass Dubois' Chauffeur bislang in seinem Denken keine Rolle gespielt hatte. Eigenartig, denn immerhin lag es nahe, ihn zu fragen, warum Dubois am achten September in einer, der Wegstrecke nach zu urteilen, geschäftlichen An-

gelegenheit selbst gefahren war. Ob die Klärung dieser Frage irgend etwas Interessantes erbrachte, würde sich zeigen. Erst einmal musste sie gestellt werden.

An den Schreibtisch zurückgekehrt, legte Philippe eine Karteikarte an, auf die er in Ermangelung eines Namens und, als wollte er damit den Mangel ausgleichen, in Großbuchstaben CHAUFFEUR schrieb. Gut, dass ihm durch das Gespräch mit Cecile diese Lücke aufgefallen war.

Die Lücken... In Roses Café hatten sie darüber gesprochen. Er erinnerte sich nicht mehr an den Zusammenhang, aber daran, dass Catherine sagte, beim Go-Spiel bleibe ein Gebiet nur lebendig, wenn man dafür Sorge, dass es zumindest einen freien Raum, ein leeres Feld gebe, man nenne das auch ein offenes Auge oder eine Freiheit.

Er starrte auf die beschriebenen Blätter, wartete, dass sich in seinem Kopf die Figuren ordneten. Er fühlte, dass es in der langen Erzählung von Cecile Levallois eine leere Stelle gab. Nun trat sie hervor. Die mit keinem Wort erwähnte Person, der ausgelöschte Name. Françoise Robin. Es war doch sicher Dubois' zweite Frau, und nicht dessen Chauffeur, die Nachrichtenquelle, aus der Pierre schöpfte, um die Mutter vom seelischen Befinden ihres einstigen Mannes zu unterrichten.

Philippe trank den Kaffee aus. Er beschloss, einen Spaziergang zu machen, beim Gehen den nächsten Schritt vorzubereiten. Die Straße würde jetzt, mitten in der Nacht, leer sein und der Himmel voller Sterne.

Es war wie erwartet. Nur leuchteten die Sterne über dem Dunst und den Lichtern der Stadt so schwach, dass Philippe Lust bekam, hinauszu-fahren auf den kleinen Höhenzug, sich dort irgendwo auszustrecken und nach oben zu sehen. Wie er es als Kind getan hatte, wenn er im Herbst mit den Eltern ans Meer fuhr und, in Decken gewickelt, vor dem Haus liegen und ein Schauspiel genießen durfte, von dem der Vater meinte,

dass es nie überwältigender wäre als zu dieser Jahreszeit. Verlockend und ängstigend war es, sich dem Sog des Sternhimmels auszuliefern. Philippe überließ sich ihm bis zum Schwindel. Dann suchte er Zuflucht bei den bekannten Bildern. Punkt für Punkt setzte er sie zusammen, deren Namen er vom Vater gelernt hatte. Von ihm kannte er auch die Geschichten, die levantinische Hirten an Nachtfeuern einst erdachten, vielleicht auch sie auf der Flucht vor ihren Ängsten, vor den Schrecken eines unfassbaren, wilden Universums. Den Himmel über sich nannten sie Kosmos, was Schmuck und Ordnung bedeutet. Aus dem funkelnden Chaos lösten sie Muster und verliehen ihnen Bedeutung, einen dem Menschengestalt verständlichen, vertrauten Sinn. Er suchte nach seinen Bekannten. Süd-östlich, in großer Höhe, fand er Andromeda, ihr folgend Perseus. Im Zenit fast stand Kassiopeia, nahe bei ihr Kepheus. Die Geschichte fiel ihm wieder ein vom Hochmut der Kassiopeia, die meinte, schöner zu sein als die Nereiden, und zur Strafe ihre Tochter Andromeda einem von Poseidon gesandten Meeresungeheuer ausliefern musste. Perseus tötete das Ungeheuer, befreite Andromeda und bekam sie zur Frau. Philippe löste den Blick von den Sternen. Er ging schneller. Aus den Mosaiksteinen seines Wissens sollte eine Geschichte entstehen. Weshalb war das diesmal so schwer? Dubois' plötzlicher Tod... Dieser Tod, den Cecile Levallois unnatürlich genannt hatte, trieb seine Nachforschungen, das spürte Philippe, aus der beabsichtigten Bahn, fort vom Schema Sozialer Aufstieg - familiäres Milieu - Psychogramm. Wie die Fliehkraft Dubois' Wagen aus der Kurve getragen hatte. Warum nur war er selbst gefahren?

Die Arbeit ging ihr nicht von der Hand. Dabei hatte sie sich über den Auftrag gefreut. Eine Serie von Innenaufnahmen zum Thema Alltag der Frauen. Die ersten Probeabzüge fand sie ärgerlich. Eine einfallslose Knipserei: Jacqueline und die Kinder am Abendbrottisch, Laura vorm Fernseher, Irene beim Gemüseputzen, Dominique und ihre Katzen. Catherine erinnerte sich an die einzelnen Situationen, die Gespräche, die Ausgelassenheit, den Kontakt zu diesen Frauen. Wie wenig davon wurde auf den Bildern sichtbar. Matte Klischees. Wo hatte sie nur ihre Augen gehabt!

Sie verließ die Dunkelkammer, holte die angebrochene Flasche Rotwein vom Regal, schenkte sich ein großes Glas voll. Auf dein Wohl, Catherine! Monique lächelte ihr zu, und Maurice tippte an die Flasche: Dieses Zeug ist wundervoll, aber der Grips...

Catherine versuchte, ihre Gedanken zu sammeln. Nur selten hatte sie dafür Papier und Stift gebraucht. Ihr Tagebuch war über sporadische Anläufe nicht hinausgekommen. Ihr erschienen die Aufzeichnungen beim späteren Lesen meist sentimental, ein peinliches Zerrbild der Erlebnisse und Empfindungen, die sie festhalten sollten. Schreiben war ihre Sache nicht. Sie zog es vor, den inneren Film zu montieren. Das lag ihr, und sie genoss es, die Bilder kommen zu lassen, mit ihnen dann die Worte. Dein Gedächtnis ist phantastisch, hörte sie Philippe sagen, in jenem Ton, der sie früher unsicher gemacht hatte, eine ungreifbare Ironie, die seine Bewunderung mit dem Zweifel vermischte, ob die Gespräche, die sie ihm Wort für Wort wiedergab, tatsächlich Protokolle der Erinnerung waren oder, wie er es ausdrückte, ein Stück Literatur. Ach Philippe, als ob es auf diese Unterscheidung ankommt! Hör mir einfach zu, hätte sie antworten sollen, statt gekränkt zu verstummen, was wiederum Philippe in seine

übliche Verteidigungshaltung drängte, ein auf Überlegenheit bedachtes Rasonieren, gegen das sie sich nur mit Wut und Tränen und schließlicher Flucht zur Wehr setzen konnte. Sie war überzeugt, das würde sich so nicht mehr wiederholen.

Catherine merkte, sie hatte Lust, Philippe bei der nächst besten Gelegenheit von ihren Erkundungen zu erzählen. Wie sie, gleich nachdem sie aus dem Schwarzen Fass nach Hause gekommen war, im Telefonbuch geblättert und die Adresse von Charles Verrier gefunden hatte. Den Gedanken, auf der Stelle anzurufen, verwarf sie, es war schon ziemlich spät, außerdem fielen ihr die Spinnweben ein. Am nächsten Abend hatte sie sich auf den Weg gemacht. Die Rue Fernand Leger lag in einer zu Anfang der dreißiger Jahre erbauten Siedlung, die seinerzeit Furore gemacht hatte als Paradebeispiel avantgardistischer Architektur und soziales Experiment, inzwischen aber, so schloss Catherine aus den parkenden Autos und den Auslagen der spärlich gestreuten Geschäfte, vom gehobenen Mittelstand bewohnt wurde. In seiner unverkennbaren Vorläuferschaft zum späteren Betonstil besaß dieses Viertel etwas liebenswert Historisches. Nostalgie des technischen Zeitalters, eingebettet in ein stehengelassenes Wäldchen.

Das Haus, in dem Verrier wohnte, gehörte mit seinen fünf Stockwerken zu den höchsten Gebäuden. Es musste vor kurzem frisch verputzt worden sein. Das helle Gelb seiner Fassade bildete einen schönen Kontrast zum braunvioletten Klinker des Erdgeschosses und der Treppenhäuser. Catherine ging die Front entlang und suchte den richtigen Aufgang. Sie fand ihn schnell. Hier war alles übersichtlich. Verrier wohnte im dritten Stock. Das Namensschild an der Tür war aus Messing. Bestimmt hatten schon Venders Eltern hier gelebt und den Sohn dann in einer Drei- oder Vierzimmerwohnung, das würde sich ja gleich herausstellen, zurückgelassen, allein mit unverrückten Familienmöbeln und mit Bil-

dern, unzähligen Büchern, einer selten benutzten Küche und einer Katze, die durch den Korridor strich.

Catherine läutete. Ihr war etwas beklommen zumute, sie machte sich auf Verlegenheit gefasst und umständliches Erklären. Sie wartete wieder. Dann presste sie ein Ohr an die Tür und lauschte. Sie glaubte, die Katze zu hören, aber vielleicht täuschte sie sich auch. Nichts rührte sich. Catherine klopfte und erschrak. Wie kam sie dazu, in diesem stillen Haus, das vor Gepflegtheit förmlich den Atem anhielt, solchen Lärm zu veranstalten. Verrier war nicht zu Hause. Sie hätte sich eben doch vorher anmelden sollen, statt sich darauf zu verlassen, den von Maurice geschilderten Einsiedler vorzufinden. Sie ärgerte sich über ihre Naivität und blieb unschlüssig auf dem Treppenabsatz stehen. Vielleicht sollte sie wenigstens einen Zettel hinterlassen mit der Bitte um einen Anruf. Sie suchte in ihrer Handtasche nach einem Stück Papier.

«Sie wollen zu Monsieur Verrier?»

Catherine fuhr herum. «Habe ich Sie erschreckt?» fragte die sanfte Stimme weiter.

Eine Frau um die sechzig stand auf der Schwelle der gegenüberliegenden Wohnung.

«Ich habe Ihr Klopfen gehört», sagte sie, «und dachte mir, du siehst einmal nach, wer da zu Monsieur Verrier will.» Entschuldigend setzte sie hinzu: «Es kommt ja nicht oft vor, dass ihn jemand besucht. Sie sind gewiss eine Kollegin, oder?»

«Ja, das heißt nein», Catherine spürte, dass sie rot wurde.

«Ich bin die Bekannte eines früheren Kollegen und wollte nur... Sie wissen nicht zufällig, wann Monsieur Verrier wieder zu Hause ist?»

«Leider nein», sagte die Frau. «Er ist vor einiger Zeit aufs Land gefahren, zu seiner Schwester, sonst hat er ja niemanden. Er hat mir nicht gesagt, wann er zurück sein wird. Soll ich ihm irgend etwas ausrichten?»

«Wenn Sie so freundlich sein wollen», Catherine kramte erneut in ihrer Tasche, holte einen winzigen Notizblock heraus, auf den sie ihren Namen und die Telefonnummer schrieb, riss das Blättchen ab und reichte es der Frau. Die nahm es mit einer Bewegung entgegen, bei der Catherine bewusst wurde, dass sie dieser wie die Verkörperung des Wortes korrekt wirkenden Frau auf den ersten Blick einen Büroberuf zugeordnet hatte, genauer, eine Tätigkeit hinter dem Schalter eines Postamtes oder einer Bank.

«Sie haben bestimmt häufig mit Papier zu tun», sagte Catherine, selbst verblüfft von ihrer Direktheit.

«Ja freilich», antwortete die Frau unbefangen, «aber wie kommen Sie darauf?»

«Wie? Ach so...», Catherine suchte nach einer passenden Erklärung. «Ich bin Fotografin, da bekommt man mit der Zeit einen Blick...»

«Fotografin?» rief die Frau aus, als hätte man sie mit einer Freudenbotschaft überrascht. Sie trat einen Schritt zurück und machte eine einladende Geste. «Wir müssen hier nicht im Flur herumstehen, kommen Sie doch herein, ich hoffe, Sie haben ein paar Minuten Zeit», und ehe Catherine wusste, wie ihr geschah, saß sie vor einem Gläschen Cointreau am Küchentisch.

«Ich kann Sie leider nicht in den Salon bitten», erklärte ihre Gastgeberin, «dort bin ich gerade beim Aufräumen... Also nein, Fotografin!» Die Frau schien wie ausgewechselt. «Mein verstorbener Mann hatte das große Fotogeschäft in der Rue d'Alsace, Sie kennen es bestimmt.»

«Robert Straub?» fragte Catherine.

«Ich dachte mir, dass Sie es kennen! Alles, was in der Fotografie Rang und Namen hatte, kaufte dort ein, aber das war wohl vor Ihrer Zeit.»

«Ich bin erst seit fünf Jahren hier», sagte Catherine entschuldigend.



«Ja, dann haben Sie Robert nicht mehr erlebt.» Madame Straub hob das Glas. «Auf die Fotografen», sagte sie feierlich, dann, nach einer kleinen Pause, bekümmert: «Sie werden das sicher nicht verstehen, aber wenn ich an das Geschäft denke, ist es für mich ein Trost, dass Robert nicht mehr am Leben ist. Sehen Sie, ich musste verkaufen, ich hatte keine andere Wahl, und der jetzige Inhaber, ich will ja nichts Schlechtes über ihn sagen...»

Catherine ließ den inneren Film nun schneller laufen. Die Geschichte von Helene und Robert Straub konnte sie überspringen. Sie hatte auch nicht sehr aufmerksam zugehört, sondern nach einer Gelegenheit gesucht, die Rede wieder auf Charles Verrier zu bringen. Das glückte ihr schließlich, als Helene Straub bei der Unsicherheit heutiger Verhältnisse, den Drogenüchtigen und Nordafrikanern angelangt war.

«Aber in diesem Viertel, in diesem Haus haben Sie doch nichts zu befürchten, mit solchen Nachbarn wie Charles Verrier zum Beispiel.»

«Da haben Sie allerdings recht, aber...»

«Verzeihung, ich wollte Sie vorhin schon danach fragen. Verstehen Sie, weshalb Ihr Nachbar verreist ist, wo er doch gerade wieder eine Stelle gefunden hat, eine sehr gute, wie ich von meinen Bekannten gehört habe», sagte Catherine, beeindruckt von ihrer Erfindungsgabe.

«Das ist mir neu.» Madame Straub sah verdutzt aus.

«Monsieur Verrier ist ja ziemlich zurückhaltend, das schätze ich an ihm, aber von einem solchen Ereignis hätte er mir bestimmt erzählt. Sein Beruf geht ihm über alles. Doch, warten Sie...», ihre Miene hellte sich auf. Catherine begriff, dass diese Frau ebenso korrekt wie neugierig war und es schlecht ertragen konnte, nicht informiert zu sein. «...da fällt mir etwas ein. Vor drei oder vier Wochen, an den genauen Tag erinnere ich mich nicht, bin ich auf der Treppe zwei Herren begegnet, die zu Monsieur Verrier gingen. Ich weiß das, weil ich stehenbleiben musste,

um nach meiner Monatskarte zu suchen. Ich wollte in die Stadt fahren und war nicht sicher, ob ich sie eingesteckt hatte. Jedenfalls hörte ich, wie die Herren bei Monsieur Verrier klingelten und er sie hereinließ. Das waren bestimmt irgendwelche Boten, im Zusammenhang mit der Stelle, von der Sie sprechen. Den Älteren kannte ich schon, er kam ja von Zeit zu Zeit her. Er trug einen Aktenkoffer. Ich weiß nicht, warum Monsieur Verrier mir nichts von seinem Glück erzählt hat, vielleicht will er mich eines Tages damit überraschen und . . .»

«Madame», sagte Catherine und hatte das Gefühl, sich selbst in einem Theaterstück zu erleben, «gestatten Sie mir eine Frage? Aber bitte, lachen Sie mich nicht aus.»

«Gewiss nicht. Fragen Sie nur», Madame Straub sah Catherine gespannt an.

«Das ist so ein Fotografentick. Mich interessiert es, die menschliche Beobachtungsgabe zu testen, das lebendige Kameraauge sozusagen. Also, wären Sie imstande, Personen zu beschreiben, denen Sie so flüchtig und dazu ganz überraschend begegnet sind wie diesen beiden Männern?»

«Selbstverständlich. Außerdem, ich sagte es schon, ist mir einer von den beiden nicht zum ersten Mal begegnet.» Madame Straub war sichtlich enttäuscht, dass Catherine keine spannendere Frage gestellt hatte, zugleich aber stolz auf das zu erwartende vorzügliche Testergebnis.

Sie beschrieb tatsächlich gut. Catherine sah einen jungen Mann auftauchen. Er trug einen leichten dunklen Anzug. Das wellige Haar reichte ihm bis zum Hemdkragen. Sein Gesicht war schmal und blass, die Augen dunkel.

«Er sah aus wie ein Künstler, sicher Musiker, den Händen nach zu urteilen», befand Madame Straub, um sich dann ausführlicher dem anderen zuzuwenden, der ihr weit weniger gefallen hatte als «der schöne junge Herr»

. «Wissen Sie, so ein harter Typ mit kantigem Gesicht, sehr hellen Augen und entsetzlich kurz geschorenem Haar, irgendwie amerikanisch. Braungebrannt, muskulös. Ich konnte das sehen, weil er die Lederjacke über die Schultern gehängt hatte und ein enges Trikot trug, wie sie jetzt alle herumlaufen, ob jung oder alt, und er war Mitte vierzig, also gut doppelt so alt wie der andere, da bin ich sicher, im Alter der Leute verschätze ich mich nie, oder höchst selten», sagte Madame Straub. «Mit einem Wort, die Sorte Mann, die leider Gottes Glück bei den Frauen hat. Ganz und gar nicht mein Fall. Ich wundere mich, was so einer bei Monsieur Verrier zu suchen hat.»

Ja, was wohl, Philippe, hast du eine Erklärung für den geheimnisvollen Besuch? Catherine stellte ihr leeres Glas neben das Spülbecken, wusch sich die Hände und ging zurück in die Dunkelkammer.

Sie musste arbeiten, sie wollte arbeiten, um ihre Gedanken von dieser Frage abzulenken, um die sie kreisten, ohne der Antwort näherzurücken.

«Komm, setz dich. Ich habe Neuigkeiten, die dich angehen», sagte Guigand.

Philippe war gern beim Chefredakteur. Er mochte den Mann, schon weil er, trotz Anzug und Krawatte, aussah wie ein Gemüsehändler aus der Rue Longue des Capucins. Ein Marseiller im Exil, mit südländischer Gelassenheit auf seinem gutbezahlten Posten ausharrend in der Gewissheit, eines Tages an den Jarret zurückzukehren und sich dort irgendwo eine Wohnung zu kaufen, auch wenn er zehnmals wusste, dass es am Fluss seiner Kindheit keinen Winkel mehr gab, in den seine Erinnerung schlüpfen konnte. Guigand, dem Philippe ein Attentat auf den Verantwortlichen - kriegte man den nur zu fassen! - für die Modernisierung seiner Heimatstadt durchaus zutraute, Guigand also verteidigte leidenschaftlich sogar

Le Corbusiers Cite Radieuse, als ein Kollege, vom Urlaub an der Côte d'Azur zurückgekehrt, Marseille einen einzigen Irrtum nannte.

Philippe setzte sich in einen der schwarzledernen Stahlrohrsessel, die den Vorstellungen des Chefredakteurs von modernem Bürokomfort ebenso entsprachen wie die übrige, in klinischem Weiß gehaltene Einrichtung. Eigenwilliger Kontrast zu all den Schnörkeln und den stilistisch zweifelhaften, doch sehr haltbaren Kostbarkeiten ringsum, mit denen ein Weingroßhändler vor hundertfünfzig Jahren sein damaliges Musikzimmer ausgestattet hatte. Man musste schon in jenem Babel aufgewachsen sein - Guigand verglich Marseille gern mit einem dicken Blätterteigkuchen, dem jeder einzelne, der sich dort niederließ, eine neue Schicht hinzufügte -, um derart selbstverständlich auf die Vereinbarkeit des Gegensätzlichen zu bauen.

Philippe sog mit Behagen den Geruch von Leder, Tabak, Sandelholzseife und Knoblauch ein, stopfte seine Pfeife und sah erwartungsvoll zu Guigand hinüber. Der entzündete einen seiner langen Zigarillos. Er rauchte stärker, schien es Philippe, seit sich in der Redaktion ein durch amerikanisches Beispiel ermutigtes militantes Gesundheitsbewusstsein auszubreiten begann. Wenn man Guigand so in dem bequemen Sessel sitzen und genüsslich rauchen sah, mochte man sich auf ausuferndes Erzählen einstellen, das, auf welchen Wegen auch immer, schließlich am alten Hafen oder bei Notre-Dame-de-la-Garde landen würde. Doch die Ausführungen des Chefredakteurs waren immer knapp und präzise, schmucklos, so auch diesmal, bis auf die Einleitung.

«Am Rand der Sahara», begann er, «ist eine Schweinerei passiert, die bis an den Quai d'Orsay gestunken und einige Pariser Herren dazu gebracht hat, ihren Blick, nun auch ihre Schritte in die Provinz zu lenken, genauer gesagt, in unsere Stadt, wo sie allerdings, wie es aussieht, wieder einmal zu spät kommen.»

Er wolle Philippe davon in Kenntnis setzen, fuhr Guigand fort, dass am gestrigen Tag eine zentrale Untersuchungskommission in den Chemie-Werken eingetroffen sei, zu einem seit Wochen angekündigten, vielleicht sollte er besser sagen: angedrohten Besuch. «Unser Dubois hat Glück gehabt. Er ist den Burschen entwischt, freilich etwas gründlicher als nötig gewesen wäre. Also, um es kurz zu machen: In diesem absurden Wüsten-Grenzkrieg, von dem schon keiner mehr spricht, ist neuerdings ein Kampfstoff eingesetzt worden, der aus Frankreich stammen soll. So behaupten jedenfalls unsere frischgebackenen Freunde, die in Fehde mit unseren ehemaligen Schutzbefohlenen liegen. Dass wir in dieser Sache auf strikte Neutralität bedacht sind, weißt du. Weder Regierung noch Opposition sind an einer Erhärtung der Beschwerde beim Außenministerium interessiert. Trotzdem muss man dem Fall natürlich nachgehen. Angeblich soll der Kampfstoff, als was auch immer deklariert, via Bordeaux das Land verlassen haben. So grasen sie erst einmal die Umgebung ab. Eine allzu große Auswahl gibt es da ja nicht», sagte Guigand.

Philippe machte sich auf eine Grundsatzklärung zur miserablen Strukturpolitik einer immer noch auf ihre Hauptstadt eingeschworenen Nation gefasst, doch der Marseiller fuhr fort: «Genehmigungsverfahren und Kontrolle der Exporte von Kriegsmaterial sind bekanntlich streng genug, um illegale Geschäfte zumindest zu erschweren. Völlig ausschließen kann man sie nicht, das ist klar. Aber ebenso klar ist, dass sich vorschnelle Verdächtigungen verbieten. Der Ruf Frankreichs und der Erfolg seiner Afrikapolitik stehen auf dem Spiel. Selbst unsere Spezialisten im Ausgraben von Skandalen scheinen das begriffen zu haben, denn bislang verhalten sich alle Blätter ruhig. Ein seltener Fall von nationalem Konsens, möchte man meinen. Wir werden da keine Ausnahme machen. Andererseits können wir den Verdacht, der auf eines der größeren Unternehmen unserer Region gefallen ist, nicht ignorieren. Du solltest dich also um

die Geschichte kümmern. Wo du doch sowieso mit Dubois befasst bist - in höherem Auftrag», sagte Guigand in dem leicht bissigen Ton, den er jedesmal bekam, wenn er Philippes Mitwirken an einem «Glanzstück der Metropole» erwähnte. «Zunächst nichts als eine knappe Information: Vorgeschichte und gegenwärtiger Stand der Untersuchungen. Die bloßen Fakten, keine Spekulation. Aber das brauche ich dir ja nicht zu sagen.»

Guigand strich sich den schwarzen Schnauzbart. Linie zu machen, war nicht seine Stärke, auch wurde Philippe den Eindruck nicht los, dass sich der Chefredakteur ihm gegenüber etwas unsicher fühlte. Er ahnte den Grund, seit Guigand ihn in Redaktionssitzungen, mit unverwaschen provenzalischem Akzent, bisweilen den Pariser nannte.

In sein Zimmer zurückgekehrt, fand Philippe auf dem Schreibtisch einen Zettel des Praktikanten Descollonges: «Bin im Rathaus, zurück gegen fünfzehn Uhr.» Gut. Dann war er, Philippe, hoffentlich nicht mehr da. Es gab viel zu tun, und ihm kam nur gelegen, dass der gesprächige Lothringer ihn jetzt nicht stören konnte. Er brauchte einen Termin bei Montluc, der unter anderem als Pressesprecher von CHIMIE AVE-NIR fungierte - ein erstaunlich behäbiger, dabei offenbar sehr effektiv arbeitender junger Mann. Auch diesmal war er in der Lage, auf einen kurzfristigen Terminwunsch einzugehen.

«Okay», sagte er, nachdem Philippe den Zweck seines Besuchs erläutert hatte, «also heute, fünfzehn Uhr fünfzehn. Eine halbe Stunde reicht doch?»

«Vollkommen.»

Philippe wurde bewusst, wie wenig er von dem Gespräch erwartete. Er würde von Montluc ungefähr das erfahren, was er bereits wusste, und bestätigt bekommen, was er ahnte: Nichts, aber auch gar nichts deutete auf

ein illegales Geschäft hin, die Unterlagen seien vollständig und allesamt in Ordnung, die Kommission werde sich bald davon überzeugt haben. Die vage, Montluc würde wahrscheinlich sagen: die aus der Luft gegriffene Vermutung, der Generaldirektor habe die Transaktion im Alleingang organisiert, sei ebenso abenteuerlich wie bequem. Wenn man seine, Montluc, persönliche Meinung hören wolle, sei es wohl angebracht, den Toten ihre Ruhe zu gönnen und das Andenken eines so verdienstvollen Mannes wie Dubois nicht mit haltlosen Verdächtigungen zu belasten.

Dies oder ähnliches würde er am Nachmittag vernehmen. Eine reine Pflichtübung, dorthin zu fahren, allein nötig im Hinblick auf die Zwanzig-Zeilen-Notiz in der morgigen Ausgabe, doch ganz unergiebig für seinen . . . Er ertappte sich dabei, dass er auf Descollonges' Zettel die Worte malte: Der Fall Dubois.

So lagen jetzt die Dinge. Kein Porträt, keine Geschichte - ein Fall, zumindest das eine nicht mehr ohne das andere. Mochten Guigand, Montluc, die Polizei und alle Welt weiterhin an einen simplen Unfall glauben, mochte das amtliche Protokoll kein einziges Verdachtsmoment enthalten, Philippe weigerte sich, vielmehr, er brachte es nicht mehr fertig, an das Zufällige und die Zusammenhanglosigkeit von Ereignissen zu glauben, die so auffallend zueinander passten. Die drohende Vernehmung Dubois' durch die Regierungskommission, sein rechtzeitiges Verschwinden - ganz im Interesse einer Vertuschung der Angelegenheit; ein Toter kann nichts aussagen die Ermordung eines früheren Chemikers, der einen sechsten Sinn für Skandale und Katastrophen besaß. Es war nicht zu fassen, dass dieser naheliegende, fast allzu simple Zusammenhang niemandem sonst dämmerte.

Aber schließlich hatte er selbst noch vor kurzem die Möglichkeit eines Kriminalfalls zurückgewiesen, beim Picknick, als sie über Teiresias sprachen, Catherine ihm ihr Taschenmesser mit dem aufgespießten Käse

reichte und er... Philippe holte seine Gedanken zurück. Es schmerzte und würde nicht aufhören weh zu tun. Damals..., ja, damals wusste er noch nicht, was Guigand ihm soeben mitgeteilt hatte. Es war der entscheidende Hinweis, das stand für ihn nun fest. Nur, was sollte er damit anfangen? Wie musste er von nun an vorgehen?

Weiter wie bisher, doch anders, beschloss er nach einigem Nachdenken. Er würde nicht aufhören, Material für seine Geschichte zusammenzutragen, so lange, bis sie ihm überzeugend erschien, bis, ihm fiel eine Redensart seiner Mutter ein, alles sich reimte. Das Thema freilich hatte sich gewandelt. Nicht mehr Dubois' Leben, sein Tod würde ihn fortan beschäftigen. Und damit auch der von Teiresias. Vielleicht fand Philippe etwas heraus, das Catherine interessierte, er würde sie dann gleich anrufen, endlich wieder mit ihr sprechen.

Er trat ans Fenster. Es hatte keinen Sinn, an übermorgen zu denken. Er musste Zusehen, dass er heute oder morgen, so bald wie möglich, an den Mann herankam, der vermutlich als einziger die Frage beantworten konnte, warum Etienne Dubois am Morgen des achten September selbst gefahren war. Natürlich konnte er sich in Dubois' Büro nach dem Chauffeur erkundigen. Günstiger wäre allerdings eine persönliche Vermittlung. Philippe überlegte. Ausgeschlossen war es nicht. Er wählte die Nummer, die er ihrer Symmetrie wegen sofort behalten hatte. Nach einer Weile meldete sich Pierre Dubois. Seine Stimme klang gereizt. Es gefiel Philippe, ihre Veränderung zu bemerken, als er seinen Namen genannt und ein paar Entschuldigungsworte hinzugefügt hatte.

«Nein, Sie stören überhaupt nicht, im Gegenteil.»

Philippe hatte mit einer höflichen, nicht aber einer so freundlichen, ja, freudigen Reaktion gerechnet. Er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, womit er den jungen Dubois für sich eingenommen haben mochte.

«Ich brauche Ihre Hilfe», erklärte er. «Es ist keine große Sache, aber schlecht am Telefon zu besprechen. Könnten wir uns noch heute irgendwo . . .?»

Nach einundzwanzig Uhr gehe er ins Orlando, sagte Pierre. Und wenn es Philippe recht sei, den Ort kenne er ja . . .

7

*Ich gebe zu, an dieser Stelle spürte ich Schadenfreude. Das kommt davon, dachte ich. Eigensinnig rennt ihr durch die Gegend, trifft Verabredungen, telefoniert, was das Zeug hält - und habt euch dabei um Haaresbreite verfehlt. Pierre Dubois konnte es gleichgültig sein, er wusste ja nichts von eurer Geschichte. Erst ein Anruf von Philippe, dann einer von Catherine. Pierre immer hilfsbereit, wenn auch in unterschiedlichen Graden.*

*Für Catherine war es die große Überraschung. Ich erinnere mich gut, wie sie von ihrem Besuch bei Pierre erzählte, "an einem Tag, der Enttäuschung, Erfolg und unglaublichen Zufall zusammengewürfelt hat", sagte sie. Sie beschrieb mir auch den Traum, den sie gleich in der nächsten Nacht träumte. Einer von denen, die hängenbleiben. Beim Erwachen habe sie immer noch den faserigen Klumpen im Mund gefühlt, die Fäden zwischen den Zähnen und unter der Zunge.*

*Dabei begann das Essen ganz harmlos. Sie selbst war es, die als Vorspeise Artischocken vorschlug, in Erinnerung an ein lange nicht mehr gekostetes Vergnügen, eines für die Augen auch, die fasziniert dem Farbenwechsel im Traum sagte sie: der Violettisierung - während des Entblätterns der außen graugrünen Früchte folgten. Die sie gewählt hatte, fühlte sich so prall an, dass sie, schon bevor sie das erste Blatt ablöste, das fleischige Stückchen an seinem unteren Ende zu schmecken glaubte. Aber beim Vor-*

*geschmack blieb es auch, denn an sämtlichen Blättern fehlte dieser winzige essbare Teil, den die übrigen Gäste in Windeseile mit den Vorderzähnen abzogen, dabei die Salatsauce lobten, die auf Catherines Teller von leeren harten Schalen tropfte. Hilfsuchend sah sie zu Philippe hinüber, der am anderen Ende des langen Tisches saß, ungeachtet der allgemeinen Lobrede in regelmäßigen Abständen fragte: "Wie findet ihr meine Vinaigrette?" und dann wieder auf die weiße Serviette starrte, die seinen Teller bedeckte. Philippe griff darunter, holte Brocken einer geheimnisvollen Speise hervor. Er versteckte sie in seinen Händen und schob sie rasch in den Mund, damit niemand sah, was er aß. In der Mitte des Tisches türmten sich die schön getönten Blätter, die von allen Plätzen aus dorthin geworfen wurden, nur Catherine behielt ihren Unglückshaufen bei sich. "Erster", rief Serge und begann, den Boden seiner Artischocke aufzuschneiden, die sich unter dem Messer verfärbte, ein überraschendes Flamingorosa annahm. Als Catherine endlich bei diesem letzten Teil, der Belohnung für vorangegangene Ausdauer, anlangte, war sie so entnervt und hungrig, dass sie nicht mehr auf die Fasern achtgab. Die wickelten sich um ihre Zähne und verknoteten sich ineinander, bis es ihr nicht mehr gelang, den Mund zu öffnen. Sie kämpfte mit diesem Gewirr, geriet in Panik. Aus der Runde verschwimmender Gesichter trat das von Pierre Dubois hervor. Die dunklen Augen sahen sie mitleidig und ein wenig gelangweilt an. "Nun gut», sagte er, «wenn Sie glauben, dass Ihnen das irgendwie weiterhilft." Dabei fischte er ein Blatt aus dem Abfallhaufen und warf es auf ihren Teller. Das gab ein Geräusch, als schlugen zwei Steine gegeneinander. Sie sah herab und entdeckte die kleine wohlschmeckende Stelle, die anschwell und zum Anbeißen verlockend aussah.*

*Da endete der Traum. Wieder einmal ums Essen gekommen. Catherine kannte das, so oder ähnlich - das Erwachen vor dem erlösenden*

*Augenblick. Im Unterschied zu ihren Freundinnen beschäftigte sie sich nur selten mit der Deutung eines Traums, dafür trug sie seinen Eindruck lange mit sich herum und merkte sich einzelne Bilder, bis sie allmählich verblassten oder von neuen überlagert wurden. Das nächtliche Gastmahl, das bei der Vorspeise steckengeblieben war, besaß jedoch, zumindest an einer Stelle, einen so offenkundigen Bezug zu den Erlebnissen vom Tage, dass es Catherine geradezu erheiterte. In solchen Klartext konnte sich das Unbewusste nicht eingemischt haben. Der Satz von Pierre Dubois. Er war tatsächlich so gefallen, Wort für Wort. Darauf folgte . . . Aber das erzähle ich jetzt der Reihe nach. Wenn Philippe glaubte, auf den entscheidenden Hinweis gestoßen zu sein, so fand Catherine immerhin zwei weiterführende Anhaltspunkte an diesem Tag, den sie der Arbeit gestohlen und nur den Erkundungen gewidmet hatte.*

Zunächst bei Serge. Trotz ihrer Voreingenommenheit. Sie wollte nichts unversucht lassen, vielleicht erinnerte er sich doch genauer.

Catherine merkte rasch, dass ihre Hoffnung grundlos war. Von dem Laborunfall, der nachfolgenden Untersuchung, der Rolle Verriers in der ganzen Geschichte wusste Serge kaum etwas, es interessierte ihn auch nicht. Er beschäftigte sich ausschließlich mit den taktischen Fehlern des Blinden. Es kam Catherine vor, als säße an ihrem Platz der wieder-auferstandene Teiresias und bekäme zum soundsovielten Mal zu hören, wie hirnrissig er an die Sache herangegangen war, obwohl Serge ihm klipp und klar vorausgesagt hatte, wie alles enden würde, wenn er nicht auf seinen Rat hörte und den Artikel zurückhielt, solange er nichts Handfesteres zu bieten hatte als das, was er unerschütterlich die Wahrheit nannte.

Catherine ging es wie Philippe bei seinem Aufenthalt in dieser Küche - sie hörte bald nicht mehr zu. Serge entsprach ziemlich genau dem Bild, das sie sich vorneweg von ihm gemacht hatte. Manchmal bereitete es

nicht die geringste Freude, recht zu behalten. Sie fühlte, je länger Serge redete, ein Gemisch aus Müdigkeit und Verzweiflung in sich hochsteigen. Wie Philippe das bloß ertrug, diese Befragungen und die Flut der mehr oder minder bornierten, eiteln Selbstdarstellungen, die er damit auslöste. Ob er einen großzügigeren Begriff vom Nutzen eines Gesprächs hatte als sie?

Als Serge seine Rede unterbrach, um ihr einen Cognac anzubieten, stand sie auf, erklärte, dass sie schleunigst zum nächsten Termin müsse und verzichtete auf Formeln des Bedauerns und der Entschuldigung. Serge war enttäuscht, ja sichtlich verärgert. Stumm begleitete er sie zur Tür.

«Grüß Monique, ich rufe sie bald mal an», sagte Catherine zum Abschied. Auf dem Nachhauseweg fiel ihr ein, dass sie auch diesmal versäumt hatte, Serges Museum im Korridor genauer zu betrachten. Eines immerhin war aus der vergeudeten Stunde zurückgeblieben: der Eindruck, dass Serge, nicht weniger als Monique, durch die Bekanntschaft mit Teiresias so getroffen worden war, dass er sich heute noch gegen die Wirkung dieses Menschen wehrte, den er doch nie aufmerksam wahrgenommen, für dessen Leben er sich nicht interessiert hatte.

Catherine hockte mit untergeschlagenen Beinen in dem großen, von Tante Genevieve geerbten Sessel und trank Kaffee. Sie war erschöpft. Wenn das so weiterging... Der nächste Schritt verhieß ähnliche Enttäuschungen, schlimmer noch: Wenn er sich als nutzlos erwies, wie sie jetzt fürchtete, wusste sie nicht, was dann...

Sie stand auf und wählte die Nummer. Der Angerufene meldete sich prompt. Vor Überraschung stockte sie, dann sagte sie den vorbereiteten Spruch her. Gut, dass er ablief wie ein auswendig gelerntes Gedicht, denn

sie kam sich unendlich albern vor bei den Einleitungsworten: «Auf der Beerdigung Ihres Herrn Vater habe ich fotografiert.»

Die Aufnahmen seien alle sehr gut geworden, nur bei einer gebe es ein kleines Problem. Bestimmt könne er ihr helfen. Es würde schnell gehen, ein Viertelstündchen höchstens. Ob es ihm heute noch möglich sei oder... Bis zum Abend sei er zu Hause, sagte Pierre Dubois, und wenn sie ihn wirklich nicht länger aufhielte als versprochen, könne sie kommen.

Sie kämpfte sich durch die Innenstadt und verwünschte sämtliche Autofahrer ringsum. Die Eiligen manövierten und drängten in die Lücken, bis alles Stillstand und das übliche Hupkonzert begann. Catherine beneidete die Motorradfahrer, die immer noch eine Gasse fanden oder auf den Bürgersteig auswichen. Jetzt fehlte nur noch, dass aus einer Seitenstraße ein Krankenwagen oder eine Feuerwehr nahte. Doch sie spürte, dass ihr Ärger, im Stau zu stecken, ihre Zufriedenheit über die unkomplizierte Verabredung nicht beeinträchtigen konnte. In ihrer Handtasche war das Foto *Zwei Welten*, in ihrem Kopf ein anderes Bild aufbewahrt. Zwei Männer, die zu Verrier wollten... Nach Madame Straubs Beschreibung hatte sie den schönen jungen Herrn sofort als Pierre Dubois identifiziert, sich später dann zur Vernunft gerufen. Warum ausgerechnet er? Sie würde sich Gewissheit verschaffen. Nach einer Ewigkeit, die ihre Uhr auf siebenundzwanzig Minuten bemaß, erreichte sie die Straße am Park. Sie kannte die Gegend. Auf manch einem Spaziergang hatte sie sich ausgemalt, in einer dieser Dachwohnungen zu leben. Nun also war sie da und durfte keine Zeit mit Besichtigungen verlieren. Das Viertelstündchen nahm sie ernst, Pierre Dubois tat es offensichtlich auch. Er bot ihr nichts an und fragte gleich nach ihrem Problem. Catherine schilderte in aller Kürze ihr Anliegen. Den Text hatte sie unterwegs, zwischen der Ampel an der Place de la mairie und der Kreuzung Rue Jean Moulin/Boulevard Victor Hugo, vorbereitet. Sie

reichte das Foto hinüber, das Pierre ja schon kannte.

«Sehen Sie», sagte Catherine, «für mich stellt dieses Bild einen sozialen Gegensatz heraus, der, glaube ich, die gesamte Begegnung charakterisiert und keiner Deutung weiter bedarf. Nun sind mir aber im Gespräch mit Freunden, auch mit dem Journalisten, der Sie vor mehreren Tagen besucht hat», Pierre sah aus, als wollte er etwas sagen, aber Catherine ließ sich nicht unterbrechen, «Zweifel an meiner Überzeugung gekommen. Möglicherweise war die Situation in Wirklichkeit doch komplexer, als ihr Abbild zeigt. Das möchte ich überprüfen, es ist mir außerordentlich wichtig. Deshalb meine Frage: Gab es nur Gegensätzliches zwischen Ihnen und diesem Teiresias Thivot, abgesehen von der gemeinsamen Betroffenheit über den tragischen Unfall, dem Ihr Vater...»

«Ersetzen Sie Betroffenheit durch Genugtuung, dann haben Sie eine Gemeinsamkeit zwischen mir und dem Unglücksvogel da.» Catherine tat erstaunt: «Wie meinen Sie das? Wollen Sie sagen, dass Thivot, als er Ihnen die Hand drückte, nicht sein Beileid aussprach?»

«Genau das. Warum sollte er? Den hat der Alte doch fertiggemacht mit dem Rausschmiss damals.»

«Ja, aber was, um Gottes willen, hat Thivot denn zu Ihnen gesagt, am Grab Ihres Vaters?»

Pierre sah sie mitleidig und ein wenig gelangweilt an.

«Wenn Sie glauben, dass Ihnen das irgendwie weiterhilft. Ich will versuchen, mich zu erinnern.» Und nach einer Weile: «Ich hab's. Teiresias sagte: "Es gibt doch noch Gerechtigkeit." Ich dachte natürlich, er meinte den Unfall. Aber er setzte hinzu: "Dass Verrier nun dieses großartige Angebot bekommen hat, dazu durch Ihren Vater persönlich, der Himmel vergebe ihm all seine Sünden."»

» Catherine tat ahnungslos: «Was für ein Angebot? Was für ein Verrier?»

Pierre zuckte die Schultern. «Wahrscheinlich eine Stelle oder so. Verrier ist ein Chemiker in der Giftküche meines Vaters, soviel ich weiß.»

«Und wo kann man ihn erreichen?»

«Na sicher doch an der Stätte seines Wirkens», antwortete Pierre spöttisch. «Aber was interessiert Sie das?»

«Nur so, ich weiß nicht», Catherine fiel keine bessere Antwort ein. Schnell sagte sie: «Bevor ich gehe, dürfte ich mir mal kurz Ihren Dachgarten ansehen?»

«Warum nicht?» Pierre Dubois ging voran. «Sehen Sie sich ruhig um», sagte er. «Nur entschuldigen Sie mich einen Augenblick. Ich bekomme gleich Besuch, und da möchte ich...», er sah plötzlich verlegen aus, merkte es selbst und verschwand.

Catherine stand zwischen zwei Sträuchern, deren Namen sie nicht kannte, sog den um diese Jahreszeit unwahrscheinlichen Duft von blühendem Lavendel ein und sann dem Phänomen nach, dass ein Mensch, ohne seine Gesichtsfarbe zu wechseln, erröten kann. Als sie hörte, dass Pierre zurückkam, ging sie ihm entgegen, verabschiedete sich und dankte ihm für seine Hilfe.

Am Abend versuchte sie, die Ausbeute ihrer Unternehmungen zu sichten. Sie kam nicht weit damit, blätterte in dem neu gekauften Buch zu zwölf Händen, konnte sich auf die vermischten Mitteilungen der Familie Groult aber beim besten Willen nicht konzentrieren, strickte lustlos am linken Ärmel des dicken grauen Pullovers, den der Vater zu Weihnachten bekommen sollte, und ging mit dem Vorsatz, sich am nächsten Tag um nichts zu kümmern als ihre Arbeit, schon gegen zehn Uhr ins Bett. Nachts hatte sie den Artischockenraum. Sie wachte ungewohnt zeitig auf, konnte nicht wieder einschlafen. Ihre Gedanken beschäftigten sich mit Verrier, mit Pierre Dubois. Ihr wurde klar, dass sie sich keine Gewiss-

heit verschafft hatte. War Pierre wirklich nie bei Verrier gewesen oder tat er nur so oder konnte er sich an einen Besuch, der wenige Wochen zurücklag, schon nicht mehr erinnern, weil er keinerlei Bedeutung für ihn besessen, weil er nur den Mann mit dem Aktenkoffer, seinen Freund vielleicht, dorthin begleitet hatte? An diesem Punkt angelangt, sprang sie - wie von der Tarantel gestochen, hätte ihre Mutter gesagt - aus dem Bett und lief zum Telefon. Wenn Verrier nach Hause zurückgekehrt war, dann musste er jetzt, vor Tau und Tag, erreichbar sein. Sie wollte nicht mit ihm sprechen, nur hören, dass er sich meldete. Es kümmerte sie wenig, ihn aus dem Schlaf zu reißen, der ihre war ja auch zum Teufel. Seinetwegen. Sie zählte die Ruftöne. Nach dem zwölften legte sie auf.

An all das dachte sie Stunden später, als sie auf dem Teppich kniete und Probeabzüge der Frauenbilder zu einem Rechteck zusammenlegte. Die Idee, den Bilderbogen in das Foto eines fünfstöckigen Mietshauses zu montieren, hatte sie Chantal und Claudine ausreden können. Sie zeigte ihnen *La maison imaginaire* von Robert Doisneau und versicherte, diese Collage sei so bekannt, dass eine Nachauflage peinlich wirken musste. Aber wenn die Herausgeberinnen unbedingt ein Potpourri auf der Umschlagseite haben wollten, würde sie sich schon etwas einfallen lassen. Catherine nahm einige Fotos weg und prüfte das so entstandene Lochmuster. Statt der vollständig besetzten, wollte sie eine lückenhafte Fläche herstellen. Dafür brauchte sie eine Formvorstellung. Weil die nicht in ihrem Kopf war, musste sie eben herumprobieren. Es machte ihr Spaß. Sie suchte in dem Häufchen ausgewählter Bilder nach einem besonders hellen und stieß auf Dominique und ihre Katzen. Das eignete sich: große Fenster, weiße Wände, so gut wie keine Möbel. Dominique, in Hockstellung, füllte Milch in einen Napf, den drei kleine schwarze Katzen umlagerten. Wie wohl die von Verrier aussah? Catherine durchfuhr



es: Dominique, natürlich! Dass sie jetzt erst daran dachte! Dominique arbeitete als Sekretärin in den Chemiewerken und kannte dort gewiss alle Welt. Selten war Catherine ein so kontaktfreudiger Mensch begegnet.

«Um mich von dieser Eigenschaft und ihren Folgen zu erholen», hatte Dominique geantwortet, als Catherine sie einmal nach den Gründen ihres Alleinlebens fragte. An Dominique würde sie sich wenden. Von ihr war bestimmt zu erfahren, ob Verrier wieder eingestellt war und in welcher Funktion, also was es mit dem großartigen Angebot auf sich hatte, und vielleicht auch, wer der ominöse Bote war, aller Wahrscheinlichkeit nach jemand aus dem Betrieb. Schade, dass sie kein Foto von ihm hatte. Sie würde die Beerdigungsbilder noch einmal durchsehen. Wenn ihr das Glück zu Hilfe kam, entdeckte sie irgendwo jemand, der selbst im schwarzen Anzug zu Madame Straubs Beschreibung passte. Erst beendest du deine Arbeit, ermahnte sie sich. Du stehst hier nicht eher auf, bis eine gute Lösung vor dir liegt. Du kannst dir Zeit lassen, Dominique ist bestimmt nicht vor sechs Uhr zu Hause.

Es war gegen sieben, als sie Dominique, nach drei vergeblichen Anrufen, erreichte.

«Du hast Glück», sagte Dominique. «Ich bin auf einen Sprung herein, die Katzen brauchen Futter, gleich zieh ich wieder los. Du weißt doch, der Mittwoch ist mein Karatetag.»

Catherine fiel es wieder ein. Dominique hatte ihr von der Gruppe Frauen verteidigen sich selbst erzählt, auch ein paar Griffe vorgeführt, schließlich lagen sie beide am Boden, schwach vor lachen, und malten sich einen Ernstfall aus, der ebenso enden würde.

«Ich mach's kurz», sagte Catherine. «Ich muss dich unbedingt sprechen, am liebsten schon morgen.»

«Worum geht es denn? Liebeskummer, Pleite, oder sind etwa die Fotos missraten?»

«Nichts von alledem. Ich brauche . . .», Catherine suchte nach einem passenden Wort, «deine Sachkenntnis. Ich bin da auf eine schlimme Geschichte gestoßen, und ohne deine Hilfe komme ich nicht weiter.»

«Klingt verheißungsvoll. Also gut. Zwar habe ich schon eine Verabredung, aber die kann ich verschieben.»

«Danke», sagte Catherine. «Wollen wir uns auf halbem Wege treffen, im Teesalon an der Oper, oder magst du den nicht?»

«Doch, einverstanden. Ich komme zwischen acht und neun. Also dann, bis morgen.»

Descollonges sah enttäuscht aus, als Philippe ihm verkündete, das Zimmer stehe ihm heute allein zur Verfügung, er könne den ganzen Tag telefonieren und so viele Maispapiergitanes qualmen, wie er wolle. Er, Philippe, fahre gleich wieder nach Hause, um sich auf ein Gespräch am Nachmittag vorzubereiten. Aber, sagte Descollonges, er habe höchst interessante Dinge aus dem Rathaus zu berichten, auch etwas Klatsch von dort . . .

«Vielleicht merkst du dir alles bis morgen», entgegnete Philippe, der die Post auf seinem Schreibtisch durchsah. «Und vergiss nicht, in unserer heutigen Ausgabe meine fundamentale Notiz über den Stand der Untersuchungen bei CHIMIE AVENIR zu studieren. Da kannst du lernen, wie man auf zwanzig Zeilen nichts sagt. Übrigens, ich empfehle dir zur Übung, einen ähnlichen Bericht über dein gestriges Rathausserlebnis zu verfassen, der würde mich interessieren. Also dann, bis morgen.» Philippe lächelte dem Jungen zu und erfasste dessen hilflosen Blick.

«Wende dich an Guigand, wenn du Probleme hast mit der Arbeit oder . . . mit irgendwelchen Leuten aus Paris», sagte er, schon an der Tür.

Zu Hause setzte er Wasser auf, für Tee. Den brauchte er zur Aufmunterung, auch gegen seinen Durst. Der Whisky im Orlando war ihm nicht bekommen. Er hatte schlicht und einfach zuviel davon getrunken, in dem unsinnigen Bestreben, es Pierre Dubois gleichzutun und um sein plötzliches Unterlegenheitsgefühl zu ertränken. Zum ersten Mal hatte es ihn bedrückt, sich vorzurechnen, dass er achtzehn Jahre älter war als Pierre. Hinter der Theke machte der Junge mit den schönen Fingernägeln seine Barmusik, tauschte Worte und Blicke mit dem lässig eleganten Stammpublikum, nur Philippe bediente er mit höflicher Gleichgültigkeit. Vielleicht hatte da Philippes Unsicherheit begonnen. Bewusst wurde sie ihm, als er Pierre von dem Mann reden hörte, der Dubois' Fahrer gewesen war und zugleich sein Leibwächter, Kurier, Hausmeister, Privatsekretär und Vertrauter in persönlichen Dingen, jemand also, den man nicht kurzerhand Chauffeur nennen konnte. Philippe zog die kleine Karteikarte hervor und beschriftete sie auf der Rückseite neu:

"Coste, Gilles; geb. in Guelma, Algerien."

Pierres Auskünfte über den Algerienfranzosen, den Etienne Dubois Mitte der sechziger Jahre eingekauft hatte, waren so vage, dass Philippe öfter nachhaken musste, dann aber erstaunlich präzise Auskünfte erhielt. Er wurde das Gefühl nicht los, dass Pierre in einer Klemme steckte: Er wollte nicht erzählen und wollte wiederum doch, wusste aber nicht, wie. Sein Dilemma beherrschte er mit einer Sicherheit, die Philippe neidisch machte auf diesen Spross einer - er fand kein treffenderes Wort - Patrizierfamilie. Philippe versuchte sich vorzustellen, wie aus einer Autoleidenschaft die Beziehung entstanden war, für die er vorläufig Pierres Ausdruck Freundschaft verwandte. Immerhin schien Gilles Coste, der in einer Spezialabteilung General Massus den Algerienkrieg mitgemacht, 1962 dann Algerien und die Armee verlassen hatte, dem von Pierres Vater hochgehaltenen Bild eines richtigen Mannes bedenklich nahezukommen.

Doch Pierre, statt ihn wie den Vater abzulehnen, zählte die Sportarten auf, in denen Coste sich hervorgetan hatte. Er wusste sogar dessen Zeit im vorjährigen Herbstmarathon auswendig. Philippe musste ziemlich verständnislos ausgesehen haben, denn Pierre fügte hinzu: «Damit war Gilles achtundzwanzigster, und das mit...»

Philippe erinnerte sich genau an den Augenblick: Wie Pierre die nun fällige Altersangabe unterdrückte, in einem großen Zug sein Glas leerte, es von sich wegschob, «Julien» sagte und schweigend wartete, bis der ihm einen neuen Whisky-Soda reichte, dies alles mit so angespannter Beiläufigkeit, dass Philippe nicht wagte, die Vollendung des Satzes anzumahnen. Auf die es ihm auch nicht ankam. Das Geburtsdatum von Coste würde er, falls er es brauchte, schon noch erfahren. Er musste nur eine Gelegenheit wählen, die dieser Information den Beigeschmack des Vertraulichen nahm.

Pierre ließ in diesen Sekunden zum ersten Mal erkennen, dass seine Souveränität oder Lässigkeit, jedenfalls die Haltung, die Philippe einschüchterte, nicht unangreifbar war. Zum ersten, nicht aber einzigen Mal. Philippe fiel, obwohl er schon den dritten Whisky trank, die Veränderung in Pierres Augen und seiner Stimme auf, als dieser vom Telefonieren zurückkam. Er hatte sich, als Philippe mit seinem Anliegen herausrückte, sofort bereit erklärt, Coste anzurufen und ein Treffen auszuhandeln. Es sei schon besser, er selbst übernehme das, Gilles gehöre nicht zu den umgänglichen Typen, man müsse ihn gut kennen, um Kontakt zu ihm zu finden.

«Geht klar», sagte er, «morgen nachmittag. Gilles hat an seinem Auto zu tun und meint, wenn Sie ihn weiterarbeiten lassen, während Sie ihm Fragen stellen, können Sie kommen. Ab drei ist er in der Garage. Die liegt auf dem Grundstück des Alten. Melden Sie sich durch die Sprechanlage, er holt Sie dann ab. Ach so, ja, er hat nur bis fünf Uhr Zeit.» Pierre sagte

das im Ton einer Sekretärin, die über den Terminkalender des Chefs wacht, und vergaß dabei, sein Gesicht zu kontrollieren, auf dem Philippe gewissermaßen in Großbuchstaben las, wem zuliebe dieser Zeitplan strikt einzuhalten war.

Philippe rührte in seinem Teeglas, sah aus dem Fenster, versuchte, sich ein Bild von Gilles Coste zu machen. Es gelang ihm nicht. Die Einzelheiten, die er kannte, fügten sich zu keinem Gesamteindruck. Deutlich blieb allein das Gefühl, diesen Mann auszufragen würde schwierig sein, vielleicht sogar unmöglich, wenn er den richtigen Ansatz nicht fand. Nach seiner Erfahrung ließ sich mit jedem Menschen ein Gespräch führen. Man musste bei den Verhärteten nur die Stelle treffen, die dünnhäutig geblieben war. Im Fall von Coste Algerien, natürlich. Philippe wusste, dass er auf ein Stereotyp setzte und auf ein unverwechselbares Stück Literatur:

"Weit vom Chenoua her kam einzig ein Hahnenschrei, der den zerbrechlichen Glanz des Tages pries. Hinter den Ruinen sah man, so weit das Auge reichte, nur verwitterte Steine, wilde Absinthsträucher und vollendet schöne Säulen in der kristallklaren Durchsichtigkeit der Luft. Der Morgen schien erstarrt, die Sonne stand für einen Augenblick still. In diesem Licht und in diesem Schweigen zerrannen langsam die Jahre der Raserei und der Nacht. Ich lauschte in mir einem fast vergessenen Klang, als finge mein Herz nach langem Stillestehen ganz sachte wieder zu klopfen an."

Es konnten, dachte Philippe, nicht allein die fruchtbaren Felder, die einträglichen Verwaltungsposten, die einem Algerienfranzosen mit der Geburt schon vorgezeichneten Privilegien sein, die den *pieds-noirs* dieses unausrottbare Heimweh einflößten. Und wenn bei denen, die er kannte, statt der Ergriffenheit des Schriftstellers auf dem Wege nach

Tipasa eher eine dumpfe Sentimentalität aufstieg, sobald sie sich ihren Erinnerungen überließen, kam beides doch aus einer gemeinsamen Quelle, einer von der Natur geschlagenen Wunde, die nirgends auf der Welt heilen konnte, wo es dieses Licht, diese Stille und Klarheit nicht gab.

Philippe kannte Algerien nicht, aber er glaubte, sich das Land vorstellen zu können, seit er in Tunesien gewesen war. Zwei Jahre lag das zurück. Ja, fast auf den Tag genau, der Flug über die Sahara: das Dorf Nefta am Nordrand des Chatt El Djerid. Die Häuser, in ihren strengen Formen, wie Schriftzeichen eines unbekanntes Alphabets, zeilenweise übereinander, ineinander verschränkt, rechtwinklige Symbole, mit denen Menschen ihre Geschichte in den Sand der Wüste geschrieben hatten, an den Saum der teuflischen Sebkhia, in der der Reisende versinkt, wenn er den von Allah geschaffenen Pfad auch nur um Fußesbreite verlässt. So hatte Philippe bei Al-Mario gelesen: "Wie viele Pferde, Kamele und Menschen sind dort umgekommen, spurlos, an diesem schrecklichen Ort des Todes, einem Salzsee ohne Wasser."

Er blätterte in seinem Reisetagebuch. Er stieß auf einen Koranvers, den er, ihm fiel die Situation wieder ein, von der Speisekarte eines kleinen Restaurants in Mahdia abgeschrieben hatte:

"Und auf der Erde sind, zwar dicht beieinander, Stücke verschiedener Art, Rebgrärten, Kornfelder und Palmen, einzeln oder büschelweis. Es trinkt sie dasselbe Wasser, doch erheben wir die einen, ihrem Geschmack nach, über die andren. Zeichen, gewiss, für ein verständig Volk."

*Ich wette, Philippe dachte einen Augenblick nach, warum es ihm diese Stelle aus der Sure 13 angetan hatte. Die anderen Zitate in seinem Tagebuch, Camus, Al-Omari - selbstverständlich. Aber der Einfall eines frommen und schlauen Gastwirts, mit dem Koran für seine Küche zu werben... Wahrscheinlich sind dir Zweifel gekommen, lieber Freund, an einer einst zu Recht gerühmten Verständigkeit. Wo denn in unserer längst nicht mehr vom Geschmackssinn beratenen Einteilung der Stücke verschiedener Art, im erbarmungslosen Züchten, Vernachlässigen und Ausrotten, ist noch das Wissen zugegen, dass sie alle dasselbe Wasser trinkt?*

*Dies muss dir durch den Kopf gegangen sein in Mahdia, ich glaub es gern. Und doch, es bleibt dabei: In deinem Dubois-Material fehlen die entscheidenden Fragen. Hättest du dich mit ihnen beschäftigt, statt mit dieser Familiengeschichte, diesem Autounfall, diesem Verdacht...*

Wenn Philippe die Reisenotizen jetzt nicht weglegte, wenn er der Verlockung nachgab, den Koran aufzuschlagen oder Ibn Khaldouns Geschichte der Berber oder die beiden großen Mappen, in denen er Artikel über die Entkolonialisierung des Maghreb, vor allem über den Algerienkrieg, gesammelt hatte, würde er sich bis zum Abend festlesen und das Treffen mit dem Mann verpassen, von dem er nichts weiter wollte als eine Erklärung dafür, weshalb Etienne Dubois am Morgen des achten September auf die Dienste seines Fahrers verzichtet hatte.

Eine Frage, die man in fünf Minuten abhandeln konnte. Die Vorstellung, ihretwegen ein Gespräch zu führen, für das er im Prinzip zwei Stunden Zeit hatte, verdross und lähmte Philippe. Er stand am Tor zu Dubois' Grundstück, starrte auf die Schatten der Bäume. Kein Garten - ein Park, in dem es irgendwo ein Haus gab, Autos, einen Mann, der unterwegs war, ihn abzuholen. Aber all das konnte ebenso gut eine bloße

Vorstellung bleiben. Wirklich waren die Eichen, die Kastanien und Rotbuchen, die Zeder. Kein Park - ein Wäldchen, stehengelassen, in Ruhe gelassen. Das Gras wurde augenscheinlich nur selten gemäht, der Wind lief in schwachen Wellen darüber hin. Gäbe es nicht den Gitterzaun, nicht die Quittensträucher zu beiden Seiten der Einfahrt, nicht den Kiesweg, so breit wie eine Straße, hätte man glauben können, irgendwo in freier Natur zu sein, vielleicht unterwegs zu einem Picknick. Catherine freilich würde darauf bestehen, einen anderen Platz zu suchen, unter Bäumen, ja, aber nahe an einem Wasser und so gelegen, dass sie einen weiten Blick ringsum hatte. Den Boden hier würde sie ohnehin nicht betreten. Er übrigens auch nicht, dachte Philippe, als er das winzige Auto heranrollen sah. Coste öffnete das Tor, forderte Philippe mit einer Handbewegung zum Einsteigen auf und fuhr in einem Tempo, als müsse er ein Grandprix-Rennen gewinnen, in die Region zurück, aus der er gekommen war. Dort standen nur noch wenige Bäume, war der Rasen kurz geschoren. Philippe sah zur Linken die Glasfront eines niedrigen Hauses. Die Straße machte einen scharfen Knick, das Haus erschien jetzt kürzer und hatte nur wenige, kleine Fenster. Philippe drehte sich um: Dubois' Bungalow besaß die Form eines nach zwei Seiten offenen Rechtecks. Die Terrasse, das Schwimmbecken konnte er nur vermuten, eine Ligusterhecke versperrte die Sicht, aber sie waren gewiss da, auf einem solchen Anwesen unvermeidlich wie die Garagen, auf die das Gefährt mit unverminderter Geschwindigkeit zuschoss. Coste bremste, ohne dass es einen Ruck gab. Philippe empfand Bewunderung und, weil er sie empfand, sogleich Ärger. Er begriff, dass Coste, der noch kein Wort gesprochen hatte, ihm zeigen wollte, wer hier die Situation beherrschte. Penetrant wie ein Westernheld, fand Philippe, oder wie einer dieser Reklamemänner, die den ganzen Tag durch die Sierra reiten, auf der Suche nach einem vergrabenen Schatz oder einem Todfeind oder nichts

Genauem, Hauptsache, der Mann war allein, trotzte Wind und Wetter, entzündete abends ein Feuer und an diesem die Zigarette, der er, wie man folgern musste, seine wunderbaren Fähigkeiten verdankte. Coste rauchte nicht. Es gab auch keinen Aschenbecher in dem an die Garage grenzenden weißen Raum, der aussah wie eine Kreuzung aus Guigands Büro und einer Wüstengarnison: Stahlrohrsessel mit schwarzem Lederbezug, ein runder weißer Plastiktisch, eine Art Anrichte mit eingebautem Kühlschrank, darüber ein massiver kupferner Wandleuchter, auf dem Boden ein handgeknüpfter Wollteppich in leuchtenden Farben, an der Decke ein Ventilator, außer Betrieb. Coste hatte es sich also anders überlegt. Statt an seinem Auto zu basteln, stand er vor dem Kühlschrank, fragte: «Eis?»

Philippe sagte automatisch: «Ja», überrascht vom angenehmen Klang der Stimme, die vorhin so verzerrt durch die Sprechanlage geknarrt hatte.

Coste stellte zwei Gläser mit Orangensaft auf den Tisch, setzte sich und sah Philippe an. Der blickte zurück, wortlos wie sein Gegenüber. Wieder eine Filmszene: Zwei Männer, die einander mit undurchdringlicher Miene belauern, in einem Duell der Blicke, das endlich von einer Fliege entschieden wird, die dem einen übers Gesicht krabbelt, ihn für einen Augenblick ablenkt, in dem der andere blitzschnell seinen Revolver zieht . . . Philippe ärgerte sich. Woher diese Bilder? Er war nicht im Kino, Coste war nicht Richard Whitmark, hier sollte nicht gekämpft, sondern geredet werden - zur Klärung eines Sachverhalts, könnte man sagen.

Also fing er an. Er bedankte sich für Costes Bereitschaft, ihm ein paar Fragen zu beantworten. Worum es gehe, habe Pierre Dubois ihm sicher erklärt. Nein? Dann wolle er das rasch nachholen. Ein Pariser Magazin, für das er gelegentlich schreibe... und so fort. Philippe war zufrieden. Das lief von allein, klang gar nicht schlecht, Coste hörte interessiert zu. Und

so hätte es weitergehen können, wenn nicht plötzlich die Musik - bisher ein belangloses Geräusch, nebenan in Costes Werkstatt, in die man durch einen Vorhang aus Holzperlen hineinsehen konnte. Aber jetzt: Swanee River Boogie. Philippe stockte.

«Die Aufnahme mit Israel Crosby und Ike Perkins?» fragte er. Coste nickte: «Und mit Jack Cooley.»

Er sah Philippe mit einem Ausdruck an, der von Zuneigung nicht weit entfernt war.

«Sie mögen Ammons?»

Philippe hatte das Gefühl, die Situation schon erlebt zu haben. Aber während ein solcher Eindruck sonst in der Schwebeliege blieb, sich nicht auflösen ließ, einfach wieder verschwand, stellte sich jetzt eine klare Erinnerung ein. Er begriff, dass hier erst alles zusammenpasste. Gilles Coste war es, der dem so andersgearteten Musikempfänger von Pierre Dubois diesen Rhythmus eingehämmert hatte. Und, mochte das wiederum ein Kinoeinfall sein, Philippe hielt es für ausgemacht, dass der harte, geschmeidige Körper seines Gegenüber einen natürlichen Sinn für die Motorik besaß, die der einstige Taxifahrer aus Chicago in die Kontrastbewegung von walkin' bass und Melodie-Figuration übersetzt hatte, weswegen sein Spiel etwas Freundlich-Aufrührerisches besaß. Unmöglich, ihm zu widerstehen und am Ende nicht besänftigt zu sein. Sie hörten schweigend zu. Im Diskant noch einmal das Thema, eine auf der Stelle treibende Figur, ein letzter Basslauf, der Schlusspunkt. Danach Stille, das Band war zu ende. Philippe hatte keine Lust, den Faden wiederaufzunehmen, um dann, ähnlich gefühlvoll, wie Coste gebremst hatte, zum Frageteil überzuleiten. Er sagte: «Was mich interessiert, ist: Wie sind Sie zu Dubois gekommen, und worin bestand Ihre Arbeit? War dies gleich die erste Stelle, die Sie in Frankreich fanden, nachdem Sie aus Algerien fortgegangen sind?»

«Fortgegangen. Ihr Liberalen habt ein Talent, Worte zu finden, da kann man neidisch werden. Aber ich bin nicht fortgegangen, sondern aus meiner Heimat vertrieben worden. Man hat uns den Boden unter den Füßen angezündet. Und das Mutterland, statt zu helfen, ließ uns fallen. Ausgerechnet dieser General, der ständig Frankreichs Größe im Munde führte. Nach dem Verrat von Evian, ihr nennt das dezent die Verträge, gab es für uns keine Wahl. Wir waren gezwungen, unser Land zu verlassen. Ja, unseres, hundertdreißig Jahre lang. Und nicht, weil es uns irgendein Gott am Anfang der Welt geschenkt hat. Ein Land gehört denen, die es bearbeiten, die etwas daraus machen. Dubois hat das immer verstanden. Der war nicht so degeneriert wie die meisten Franzosen, selbst in seiner Verwandtschaft... Dieser Langhaarige, vollkommen schwachsinzig und aggressiver als Le Matin und L'Humanite zusammen.»

«Yves Darain?»

«Kann sein. Dubois' Patensohn. Aber was scherte mich die Verwandtschaft. Mein Arbeitgeber war Etienne Dubois. Sympathisch auf den ersten Blick. Von seiner Sorte gibt es nicht mehr viele.»

«Wie sind Sie zu dem Job gekommen?»

«Durch Freunde. Und Dubois erfasste meine Lage sofort. 1962. Ich war achtundzwanzig. Ich wusste nicht, wie weiter. Mit der Armee war Schluss. Eine Armee, die kapituliert, wenn es schwierig wird . . .»

«Sie waren Berufssoldat?»

«Wieder so ein Wort! Ich war Soldat aus Überzeugung. Solange es um Algerien ging, kannte ich keine andere Aufgabe, als den Boden zu verteidigen, auf dem meine Väter... Das versteht hier keiner. Die Presse hat ja erfolgreich aus schwarz weiß gemacht. All diese Gräuelmärchen, aber keine Silbe über den wahren Terror.» Coste lehnte sich zurück. Er starrte an Philippe vorbei, auf die weiße Wand. Nach einer Weile sagte er: «Wir lebten auf dem Land, in der Gegend von Guelma. Während

der Schulzeit war ich im Internat. Mit sechzehn bin ich nach Hause zurückgekehrt, auf unser Gut. Wein, Getreide, Zitrusfrüchte. Ich habe von meinem Vater gelernt, was ein Landwirt wissen muss. Und es war selbstverständlich, dass ich dieses Wissen einmal meinen Söhnen weitergeben würde, zusammen mit dem Boden, der mein Erbteil war. Was glauben Sie, wie kommt ein Bauer dazu, Soldat zu werden?»

Philippe antwortete nicht.

«Ich will es Ihnen sagen: aus Notwehr. Seit 1954 häuften sich die Überfälle, wir hörten davon. Im Winter fuhr ich nach Souq Ahras, um Albert Langlois zu besuchen, meinen Freund. Als seine Familie aus Guelma fortzog, wollte ich nicht mehr zur Schule gehn... Ich fuhr also zu Albert. Es war Nachmittag. Wir saßen in einer Bar am Markt und feierten unser Wiedersehen. Am Nachbartisch tranken ein paar Soldaten. Wir kümmernten uns nicht um sie. Wir sprachen von der Schulzeit, von unserem Geschichtslehrer. Den konnten wir eigentlich gut leiden, aber er ging uns auf die Nerven mit seinem Lieblingsthema: die Französische Revolution. Zum Glück dauerte die nicht ewig, schon weil die Revolutionäre sich alle gegenseitig umbrachten. Doch einer der übelsten Typen, der dann zusammen mit Robespierre guillotiniert wurde, hatte einmal eine schöne Idee. Er malte sich aus, dass in Zukunft, wenn seine Clique erst fest im Sattel saß, Freundschaften ebenso feierlich besiegelt werden sollten wie Ehen, als Bund fürs Leben, mit Rechten und Pflichten und so weiter. Das gefiel uns. Albert und ich wollten später dafür sorgen, dass so etwas in Algerien eingeführt würde. Wir hatten uns schon den Eid ausgedacht, mit dem wir uns ewige Treue geloben wollten. Ich konnte ihn auswendig und sagte ihn auf. Aber Albert, statt sich zu amüsieren, wurde traurig. Er sagte: "Ich muss dir etwas erzählen." Weiter kam er nicht. Als ich wieder bei Bewusstsein war, sah ich Albert am Boden liegen. Er war tot. Die Bar verwüstet. Auch einen von den Soldaten hatte es erwischt.

Eine MPi-Salve, zwei Handgranaten, mal eben im Vorbeigehen, weil da ein paar Burschen in Uniform saßen. So waren sie, die Helden der F.L.N. Und wenn sie sich hundertmal Soldaten oder Kämpfer nannten, Djounoud, Fidayine, Moudjahidine - Terroristen waren das, Meuchelmörder, gegen die man sich wehren musste, nichts als sich wehren. Einen Monat später meldete ich mich zur Armee.»

Coste griff nach seinem Glas. Gäbe es hier nicht bloß Orangensaft, würde der Mann sich jetzt betrinken, dachte Philippe. Er vermied es, den anderen anzusehen. Das Gespräch war ihm sowieso schon aus der Hand geglitten.

Da hörte er Coste, ziemlich schroff: «Aber was erzähle ich Ihnen das. Es geht Sie nichts an und hat mit Dubois nichts zu tun. Kommen wir endlich zur Sache.»

«Sie waren Dubois' Chauffeur und außerdem...»

«Sein Gorilla, sein Adjutant, sein Schatten, sagen Sie es ruhig. Mir ist egal, wie man mich nennt. "Mein Sekretär in allen praktischen Dingen, mein rechter Arm", so stellte Dubois mich anfangs vor. Später verzichtete er auf solche Floskeln. Er brauchte mich, er vertraute mir, ich habe ihm . . .»

«... gedient?» ergänzte Philippe.

«Warum nicht? Er war ein großartiger Mann.»

«Und jetzt, nach seinem Tod, was tun Sie . . .»

«Ich arbeite weiter hier, das sehen Sie ja», antwortete Coste in einem Ton, der deutlich machte, dass seine Bereitschaft zu Auskünften damit erschöpft war.

«Ich danke Ihnen, Sie haben mir sehr geholfen», sagte Philippe, unbeeinträchtigt vom Spott in Costes Augen und seinem eigenen Empfinden, diese Bemerkung sei plumper als erlaubt.

«Nur eine letzte Frage noch. Wohin wollte Dubois am Tag seines Unfalls, und weshalb ist er selbst gefahren?»

«Das sind zwei Fragen», entgegnete Coste. «Die erste kann ich, wie Sie leicht einsehen werden, aufgrund des Umstands, dem die zweite gilt, nicht beantworten.»

Er machte eine Pause, wie um einem etwas einfältigen Gesprächspartner Zeit zum Begreifen zu lassen.

«Es kam hin und wieder vor, dass Dubois sich selbst ans Steuer setzte. Er fuhr sehr gern und bedauerte, wie wenig Gelegenheit er dazu hatte. Wenn Sie mein Urteil wissen wollen: Er war ein ebenso leidenschaftlicher wie schlechter Autofahrer. Viel zu schnell, viel zu riskant, bei so wenig Praxis. Ich habe ihn mehr als einmal gewarnt. Aber auf dem Ohr war er taub. Gefährlicher als alle Kurven, habe ich gesagt, ist die Fehleinschätzung des eignen Reaktionsvermögens. Dies war seine einzige Schwäche. An ihr ist er gestorben. Schreiben Sie das meinetwegen in Ihrem Artikel.»

Für Gilles Coste war das Gespräch beendet. Es hatte kaum eine halbe Stunde gedauert.

## 8

China-Orange, von Madame Wilson-Lebrun empfohlen, schmeckte tatsächlich gut. Und passte zu dem warmen kleinen Raum mit den rotbraunen Lampenschirmen, dem zusammengewürfelten Mobiliar, den wuchernden Grünpflanzen. Catherine fiel der Teesalon an der Place Dauphine ein, wo sie in ihrer Pariser Zeit ganze Nachmittage zugebracht hatte vor einer kugelrunden Porzellankanne und einem der abgegriffenen Bücher aus dem Eckregal, dessen Fracht aus englischen Kriminalroma-

nen und Büchern von Colette, Druon, Troyat und Sagan bestand. Hier, bei Madame Wilson-Lebrun, gab es nur Zeitschriften. Einen Moment lang hatte Catherine Lust, in dem Stapel nach Gautiers Magazin zu suchen, vielleicht entdeckte sie einen Artikel von Philippe... Aber sie blieb sitzen, lutschte ein Stück Kandiszucker und bedachte den Stand der Dinge. Verrier war seit dem achten September nicht mehr in seine Wohnung zurückgekehrt. Das wusste sie nun sicher. Nach dem Telefonat mit Dominique hatte sie irgend etwas unternehmen müssen, die Zeit bis zum nächsten Abend erschien ihr unerträglich lang. Sie wählte Verriers Nummer. Niemand meldete sich. Dann eben Madame Straub, entschied sie. Für diesen Anruf wollte sie einen Grund erfinden, etwas, das ihrer Gesprächspartnerin das Gefühl vermittelte, es ginge allein um sie. Die Entwicklung des Einfalls dauerte zwei Zigarettenlängen, und er erwies sich bei der Ausführung als so gut, dass Catherine sich fragte, warum sie nicht Drehbuchautorin und Schauspielerin zugleich geworden war. Für dieses Metier besaß sie offensichtlich Talent, nur kam es erst jetzt zum Vorschein, während das Leben sie ins Spiel Mörder und Detektiv verwickelte. Eben das durfte Madame Straub nicht ahnen.

Catherine war, auch aus dem Abstand von vierundzwanzig Stunden, überzeugt, dass die neugierige Frau keinen Verdacht geschöpft hatte. Schade, es gab keine Zeugen für das denkwürdige Telefongespräch, das sich über eine Stunde hinzog und, was Catherine betraf, vor allem eine Geduldsprobe war. Es begann mit ihrer schüchternen Bitte, Madame Straub ein Geschenk machen zu dürfen. Sie habe unter ihren Büchern einen Band aus dem Jahre 1950 gefunden - Fotografen entdecken unsere Stadt - und darin eine sehr schöne Aufnahme des Geschäfts von Robert Straub in der Rue d'Alsace, die sie gern kopieren und Madame Straub zuschicken würde, falls sie das Bild nicht schon hätte. Stille. Nach

einer von merkwürdigen Geräuschen erfüllten Pause endlich: «Mein liebes Kind, eine größere Freude können Sie mir gar nicht machen.»

Madame Straubs Rührung und die Geschichte, die folgte, bewiesen Catherine, dass sie ins Schwarze getroffen hatte. Der Himmel mochte wissen, auf welchen Wegen ihr Gedächtnis zu dem Buch zurückgefunden hatte, dass sie vor vier Jahren bei einem Antiquar gekauft und damals auch aufmerksam angesehen hatte, aus Interesse an den Veränderungen einer dank ihrer geographischen Lage von Kriegszerstörungen verschonten Stadt, die heutzutage jünger, kaum aber schöner aussah als dreißig Jahre zuvor. Catherine begriff bald, dass sie Madame Straub nicht nur das eine Bild, sondern den ganzen Band schenken musste, angesichts der Bedeutung, die er für sie besaß.

«Robert hat ihn mir zu unserem sechsten Hochzeitstag geschenkt, mit einer Widmung. Die ist natürlich unersetzbar. Sie können sich denken, wie verzweifelt ich war, als ich eines Tages feststellte, dass mir das Buch beim Umzug abhanden gekommen war. Nach Roberts Tod habe ich eine kleinere Wohnung genommen. Ich hielt es in den vertrauten Räumen nicht mehr aus, so allein. Die Kinder rieten mir zu, sie halfen, wo sie nur...» Und so fort.

Catherine bekam im Lauf des Gesprächs Übung darin, in einer Art geduldigen Halbschlaf die Spreu der Mitteilung vorbeifliegen zu lassen, aber im rechten Augenblick wach zu sein, eines der Weizenkörner aufzufangen.

Gegen Ende des Gesprächs, als Catherine die Erinnerung an ihre erste Begegnung mit Madame Straub heraufbeschwor, kam die Rede auf Charles Verrier.

«Ein ungezogener Mensch», sagte Madame Straub. «Verschwindet für wer weiß wie lange, ohne den Schlüssel dazulassen. Das hat er bei seinen anderen Reisen nie getan, und die waren meistens nur kurz. Trotz-



dem, von seiner Katze musste er sich deswegen trennen. Ich konnte mich beim besten Willen nicht um sie kümmern, so leid es mir tat, das habe ich Monsieur Verrier erklärt, er hat es eingesehen, was blieb ihm auch anderes übrig. Also wirklich, den Schlüssel hätte er dalassen sollen, man möchte doch mal in der Wohnung nach dem Rechten sehen, für alle Fälle...»

«Ja, ist denn Verrier einfach so verschwunden, ohne Ihnen Bescheid zu sagen?»

«Natürlich nicht, er hat sich verabschiedet, wie sich's gehört. Am Abend des siebenten September. Ich war in Eile, wissen Sie. An diesem Tag hat meine Schwägerin Geburtstag, und wir wollten ins Majestic zum Abendessen. Verrier stand vor der Tür, verbeugte sich hundertmal, wohlherzogen ist er ja, das muss man ihm lassen», Catherine hielt es für ratsam, nicht an das Urteil von vorhin zu erinnern, «erkundigte sich nach meinem Wohlergehen und sagte dann, morgen fahre er für einige Tage zu seiner Schwester aufs Land... Für einige Tage, ich bitte Sie!»

«Und inzwischen hat er sich nicht bei Ihnen gemeldet?»

«Doch, aber wie. Das hat mich wirklich gewundert. Sonst hat er nie geschrieben, wozu auch, er blieb ja nie lange fort. Aber diesmal eine Karte. Ohne Ort und Datum, dazu auf der Maschine getippt, bis auf den Krakel der Unterschrift. "Beste Grüße vom Lande sendet Ihnen..." Wissen Sie, was Robert getan hätte? Die Karte in den Papierkorb fallen lassen. So etwas kann jeder schreiben, hätte er gesagt.»

«Und Sie?»

«Ich denke genauso, aber aufgehoben habe ich sie doch. Es ist eine wunderbare Blumenwiese vorne drauf.»

«Ich verstehe. Und Sie sehen ja, wie gut es sein kann, wenn man Dinge aufhebt, ob Postkarten oder Bücher», versicherte Catherine, der an dieser Karte, die doch einen Poststempel haben musste, gelegen war wie an

einem kapitalen Beweisstück. Beweis wofür? Darüber würde sie später nachdenken. Im Augenblick handelte es sich darum, Madame Straub im Glauben zu lassen, dass auch in den Erkundigungen nach Verrier nicht dieser, sondern einzig sie die Person war, der Catherines Aufmerksamkeit galt und gelten würde, wenigstens bis zu dem in Aussicht gestellten Besuch, bei dem sie das kostbare Buch mitbringen würde.

«Aber bitte, geben Sie mir vorher Bescheid, Mademoiselle, damit ich dann auch zu Hause bin und eine Kleinigkeit vorbereiten kann.»

Sie würde also nächstens Gelegenheit haben, den Straubschen Salon zu betreten, der gewiss . . .

«Schon lange hier?»

Dominique ließ sich neben Catherine auf das Sofa fallen und verdrängte alle übrigen Düfte mit einer Wolke Ivoire. «Wie gut du riechst», sagte Catherine und: «Wirklich tolle Farben.»

Das galt der Zusammenstellung einer violetten Jacke im Hemdblusenstil, die von einem schmalen blauen Gürtel zusammengehalten wurde, mit einem weiten dunkelroten, an der Vorderseite geknöpften Rock und einem leuchtend lilaroten Seidenschal, den Dominique, kaum dass sie saß, mit der Jacke ablegte, so dass ein ärmelloses, leicht ausgeschnittenes Trikot zum Vorschein kam, dessen Rot ein wenig von dem des Rockes abstach und einen kräftigen Kontrast zum Ohrgehänge aus blauer Emaille bildete.

«Yves Saint-Laurent nachempfunden», Dominique schob Jacke und Schal beiseite, «aber nicht mehr aktuell - der Schnee vom vergangenen Jahr.»

Catherine nickte, als wüsste sie Bescheid. Unter den Frauen, die sie fotografiert hatte, war Dominique zweifellos die eleganteste, leidenschaftlich modebewusst. In jeglicher Verkleidung schön, besonders jetzt, kurz nach den Ferien an irgendeinem Sonnenstrand. Dominiques nackte Bei-

ne wirkten womöglich noch brauner in den hochhackigen Sandalen, die das Saint-Laurent-Farbenspiel getreulich in abgeschwächten Tönen wiederholten.

Dominique bestellte auf Catherines Anraten China Orange. Sie selbst entschied sich nach dem Tee für einen Wein.

«Einen Rosé aus den Corbières, bitte.»

Madame Wilson-Lebrun nickte verständnisvoll und verschwand.

In den folgenden Stunden hörte Catherine vor allem zu, mit ungleich größerem Genuss als am Abend davor. Wenn Dominique erzählte, erstand eine ganz und gar unabgenützte Welt, wurde sonst Langweiliges bemerkenswert. Die neuen Computer in der Büroetage von CHIMIE AVENIR erschienen als eine Schar bockiger, genialer, unberechenbarer, einfallsreicher Kinder, die mit unendlicher Ausdauer - hierin waren die Maschinen von ihren lebendigen Gefährten natürlich nicht zu schlagen - Arbeit spielten. Ein Eldorado an kuriosen Zwischenfällen und Abenteuern, diese Chemiewerke, dachte Catherine, als sie Dominique erzählen hörte. Einen Verrier gab es dort nicht.

«Oder das wäre das Allerneueste», sagte Dominique. «Ich tue mich morgen mal um und sage dir Bescheid. Ich habe die Stelle erst knapp drei Jahre. Da ist mir dein Superchemiker entwischt. Aber von dem anderen habe ich neulich gehört. Das war, nachdem die Anzeige in der Zeitung, du weißt ja. Einige Frauen aus Labor zwei sprachen beim Mittagessen von ihm, er hieß Therese, der Unglücksrabe und muss ein seltsamer Mensch gewesen sein, nervtötend und herzerwärmend zugleich. So etwas an Gutmütigkeit wäre ihr nie wieder begegnet, sagte Sylvie. Wahnsinn, dass man den umgebracht hat. Kannst du dir vorstellen, warum?»

«Nein», sagte Catherine, «aber allmählich glaube ich, es mir eines Tages vorstellen zu können. Es gibt einen Zusammenhang zwischen dem Mord an Teiresias und dem Verschwinden von Verrier. Deshalb möchte

ich rauskriegen, wo der steckt, was er treibt. Also, wenn du deine Fühler ausstrecken würdest . . .»

«Kleinigkeit», sagte Dominique. «Wenn du weiter nichts auf dem Herzen hast.»

«Doch», Catherine zog eines ihrer Beerdigungsbilder hervor. «Kennst du diesen Mann? Er ist hier vielleicht schlecht getroffen, ich weiß nicht.»

Dominique nahm einen Schluck Tee, betrachtete den Kopf, auf den Catherines Finger zeigte, lachte auf, verschluckte sich, prustete, ließ sich von Catherine den Rücken klopfen und brachte endlich hervor:

«Das glaube ich, dass du hinter dem her bist. Der Schwarm aller Frauen im Betrieb, mich mal ausgenommen. Ich habe drei Katzen, wozu brauche ich da einen Tiger. Also, ein schwarzer Anzug steht dem wirklich nicht.»

«Wem?» fragte Catherine ungeduldig. «Na, Gilles Coste. Privatangestellter von Dubois. Leibwächter, Fahrer, Butler, Kurier, Vertrauter, kurzum die rechte Hand des verstorbenen Chefs. Und, wie es aussieht, weiter im Dienst der Familie.»

«Was meinst du damit?»

«Dubois hat nicht nur drei Autos hinterlassen, auch ein äußerst ansehnliches Anwesen und mittendrin eine schöne junge Witwe.»

«Ach so. Die übliche Geschichte, denkst du.»

«Ich denke gar nichts. Ich gebe nur weiter, was gemunkelt wird.»

«Und dieser Coste ist also nicht mehr . . .»

«Nur als Gast, sozusagen. Jetzt, wo die Pariser Kommission herum-schnüffelt und alle Welt befragt. Du hast es sicher in der Zeitung gelesen.»

«Nein.»

«Man wird nichts finden, da bin ich sicher. Warum sollte sich der alte Dubois auf so ein Drecksgeschäft einlassen, das war doch nicht sein Stil.

Sagen alle. Der Rabe Therese wäre vermutlich anderer Meinung, aber den vernimmt keiner mehr.»

Catherine trank einen Schluck Wein. Sie bekämpfte ihre Unruhe. Jetzt bloß nicht aufspringen, nach Hause laufen und in den Zeitungen wühlen. Das konnte sie immer noch tun. Der Abend gehörte Dominique, die ihr geholfen hatte und es im übrigen verstand, ihre Gedanken in andere Bahnen zu lenken.

Als sie gegen ein Uhr nach Hause kam, war Catherine entschlossen, sich eine Katze anzuschaffen.

«Erst mal eine», hatte Dominique empfohlen, «damit du dich gewöhnst.»

Die reine Sturheit. Was Philippe sich einmal vornahm... Nun saß er im Goldenen Löwen, nur weil er am Abend zuvor dorthin gehen wollte, um sich mit einem Essen für das Gespräch mit Coste zu entschädigen, das ihm schwer im Magen lag. Aber das Restaurant war wegen einer Familienfeier geschlossen. Dann eben morgen.

Den ganzen Tag war nichts Besonderes geschehen. In der Redaktion ereiferten sie sich ein weiteres Mal über den geplanten Bau eines Kulturzentrums, der, wie Descollonges aus dem Rathaus wusste, wieder um ein Jahr verschoben war, zugunsten von dringlicheren Vorhaben. Genau das Stichwort für die Fraktion, die in der ständigen Verzögerung ein kaschiertes Nein zu dem Projekt sah, dessen Verwirklichung die Stadt nun endlich in die Reihe der progressiven Kommunen stellen würde, die begriffen hatten, dass Urbanität eben nicht die Summe aus Stadtautobahnen, Parkhäusern und Supermärkten war. Worauf die Gegenpartei erklärte, man könne nur froh sein über den Aufschub, angesichts der fehlenden Schulen, Leihbibliotheken, Schwimmhallen und der alten

Häuser, die stehen bleiben würden, statt dem Verewigungsbefürfnis ehrgeiziger Architekten zum Opfer zu fallen.

Die Diskussion wurde mit unverminderter Leidenschaft weitergeführt, obwohl keinem zu der Sache etwas Neues einfiel. Dann berichtete Philippe, vom Chefredakteur aufgefordert, über den Stand der Untersuchungen bei CHIMIE AVENIR. Niemand ereiferte sich, alle schienen sich einig, dass man die Angelegenheit - "zum Glück", sagten die einen, "erwartungsgemäß", die anderen - als blinden Alarm verbuchen konnte. Woher sie diese Sicherheit nähmen, fragte Philippe. Aber weil er selbst kein besseres Argument besaß als seine Unsicherheit, über die er nicht sprechen wollte, sowie den Satz: "Unbewiesen heißt noch lange nicht ungeschehen", kam eine Debatte erst gar nicht zustande. Guigand beendete die Sitzung. Sie gingen zurück in ihre Zimmer.

«Wo wir unter uns sind», sagte Philippe, «erzähl mir alles, was du im Rathaus gehört hast, meinetwegen auch den Klatsch.»

Descollonges sah so ungläubig drein, dass Philippe ein schlechtes Gewissen bekam.

«Gestern vormittag hatte ich keine Zeit, aber jetzt . . .» Zuhören, das ging. So vergingen die Stunden bis zum Abend, an dem er sich mit einem Essen in seinem Lieblingsrestaurant stärken würde.

Stärkung hatte er nötig. Er fühlte sich hilflos, einer Situation ausgeliefert, die er nicht für möglich gehalten hätte. Seine einzige Sicherheit war ein Verdacht! Schlimmer, dieser Verdacht beherrschte ihn, er würde ihn nur loswerden, wenn er ihm folgte. Alles hatte sich verkehrt. Anstatt vorurteilslos Fakten zusammenzutragen, suchte er nach der Bestätigung, dem Beweis dafür, dass die Wirklichkeit seiner fixen Idee entsprach. Verückt.

*Völlig einleuchtend, scheint mir. Wie hätte er die Tatsachen, die er kannte, hinnehmen sollen, ohne nach ihrem Zusammenhang zu fragen? Wie konnte diese Frage eine bloße Frage bleiben, frei von jeder Vermutung? Wie sollte, im Fall eines Verbrechens, das Verlangen, Gründe zu kennen, nicht eine ähnliche Gewalt ausüben, wie wir sie schon bei geringeren Anlässen zu spüren bekommen, immer auf der Suche nach einer Erklärung für das, was uns stört, verletzt oder quält. Sinn befriedigt und erleichtert das Vergessen. Ich bin sicher, Philippe wollte sich die Dubois-Geschichte vom Hals schaffen, wegen ihrer dunklen Stellen. Eben deshalb blieb er an ihr kleben.*

Philippe saß im Goldenen Löwen. Er trank einen Aperitif und blätterte in der Speisekarte, ohne zu lesen. Sowieso würde Emmanuel ihn beraten.

Einmal hatte er Catherine in das alte Restaurant eingeladen. Er wusste nicht mehr, aus welchem Anlass, nur, dass es bei diesem einen Mal geliebt war. Catherine fand den Stil des Hauses snobistisch, das Essen für seine Qualität zu teuer, das Publikum zum Davonlaufen und Emmanuel einfach arrogant. Da ginge sie doch lieber gleich an den Boulevard Saint-Germain zu Lipp. Das gleich sei schlecht möglich, hatte Philippe geantwortet und ihr den Unterschied zwischen dem gediegenen Familienbetrieb hier und dem, da war er ganz ihrer Meinung, snobistischen Pariser Lokal auseinandergesetzt, mit dem Erfolg, dass Catherine verbockt auf dem Teller herumstocherte und am Ende des qualvoll langen Abends darauf bestand, für sich selbst zu zahlen.

Wenn es zutraf, dass man im Alter schrumpfte, musste Emmanuel in früheren Jahren die Körperlänge eines Basketballers besessen haben. Philippe sah ihm entgegen, wie er unter der Aureole seiner spiegelblanken Glatze näher kam, sehr gerade, mit einer beiläufigen Korrektheit, die zu

ihm gehörte wie der elegante schwarze Anzug, die Serviette über dem Arm, die randlose Brille mit den dicken Gläsern.

Emmanuel machte eine winzige Verbeugung. Philippe sah hoch zu den funkelnden Gläsern und war gespannt. Er kannte Emmanuels diagnostische Fähigkeiten.

«Lassen Sie mich raten, Monsieur Philippe, welches Problem wir heute für Sie lösen dürfen, soweit das in den bescheidenen Kräften unserer Küche steht», sagte Emmanuel. «Sie sind allein gekommen, doch nicht aus Kummer. Auch nicht, um ein glückliches Ereignis zu feiern. Ich bin weit davon entfernt zu behaupten, Sie hätten einfach Hunger. Dann wären Sie irgendwohin gegangen, nicht hierher. Nein, lassen Sie mich einen Augenblick überlegen. Sie kommen mit einem Artikel nicht weiter, haben den ganzen Tag gebrütet und nichts Rechtes zustande gebracht. Das gibt ein dumpfes Gefühl im Magen. Dagegen wollen Sie etwas tun. Sehr vernünftig. Sie sind an der richtigen Stelle.»

Wieder machte Emmanuel seine kaum wahrnehmbare Verbeugung.

«Als Vorspeise empfehle ich daher Honigmelone, leicht gepfeffert. Dann etwas Besänftigendes - eine Suppe, sagen wir Kressencreme. Und als Hauptgericht?»

Philippe blickte zum Nachbartisch, an dem ein Paar in mittleren Jahren speiste, Leute, die Catherine zweifellos zu einer Bemerkung über den mehr als diskreten, nämlich unauffindbaren Charme der neuen Bourgeoisie dieser Stadt veranlasst hätten.

«Vielleicht Geflügel», schlug Philippe vor, «so wie dort. Was ist das - Rebhuhn, Fasan?»

«Letzteres. Aber unter uns gesagt, Monsieur Philippe, ich rate ab.»

«Weshalb?»

An Emmanuels Miene erkannte er, dass es auch eine gastronomische Schweigepflicht gab.

«Dann eben . . .», Philippe zögerte, er sandte einen hilfeschuchenden Blick schräg nach oben.

«Kalbskotelett mit Artischocken. Genau das. Ich wusste doch, dass unser Geschmack in dieselbe Richtung geht», sagte Emmanuel. «Dazu natürlich einen Rotwein mit Bukett, nicht zu vollmundig. Einen Côte-Rotie zum Beispiel, oder ziehen Sie dem Rhône-tal die Hügel der Touraine vor, deren Reben schon Du Bellay, Ronsard und Rabelais zu preisen wussten. Einen Bourgueil oder Chinon?»

Die Loire. Dort wohnten Catherines Eltern.

«Einen Chinon», sagte Philippe. «Zu den Vorspeisen einen trockenen weißen Muscadet.»

Damit war Emmanuel einverstanden.

«Und als Dessert?»

«Clafoutis.» Das kam ohne Zögern und nicht allein der Kirschen wegen. Das Wort. Die Academie française hatte sich doch tatsächlich seiner angenommen, seine Definition entschieden, im März vor sechzehn Jahren, und damit den Stoff geliefert für Philippes erste Glosse, in einer Studentenzeitung.

«Mit Vergnügen», sagte Emmanuel und entschwand.

Der Rest verstand sich von selbst: Käse, zum Abschluss Kaffee und einen Cognac, das Amen in der Liturgie des Hauses.

Philippe lehnte sich zurück und stopfte seine Pfeife. Gestern, in Costes Garnisonsbüro, hatte er nicht gewagt zu rauchen. Für sein Unbehagen dort suchte er eine Erklärung. Coste war ja weder abweisend noch aufdringlich gewesen, nicht dumm, geschwätzig oder sonst wie unangenehm. Seine männliche Ausstrahlung registrierte Philippe als Gegebenheit, die ihn nicht berührte. Für ihn blieb Coste, auch wenn er von sich sprach, Gefühle zeigte, die Musik eines schwarzen Autodidakten genoss, unkenntlich, undurchdringlich. Philippe brachte seine verschiedenen

Eindrücke nicht zusammen: Sentimentalität und Kälte, Intelligenz, Borniertheit, Fähigkeit zu Bewunderung, zu dienender Hingabe, doch keine Trauer. Dubois' Tod betrachtete Coste offenbar als die logische Folge einer Schwäche. Falls er nicht mit dem, was er sagte oder von sich zeigte, eine Person namens Gilles Coste inszenierte, und dahinter war etwas Gestaltloses, ein Mann ohne Eigenschaften. Aber den gab es, außer in der Literatur, wohl eben sowenig wie den Charakter aus einem Guss. Philippe hatte kein Bild von Coste, so deutlich, ja aufdringlich das kantige Gesicht dieses Mannes, sein Körper gegenwärtig waren, als säße er mit am Tisch, in derselben schrägen und nachlässigen Haltung wie gestern, die Beine übereinandergeschlagen, den rechten Ellbogen aufs Knie, das Kinn in die Hand gestützt, so dass sich die Haut über dem Wangenknochen ein wenig verzog, straffer als in der anderen Gesichtshälfte... Es reichte. Damit kam er diesem..., diesem Schatten, ein seltsam passendes Wort, kein Stück näher. Statt über Costes Unergründlichkeit zu grübeln, sollte er sich mit dem befassen, was zu klären war.

Da kam die Vorspeise. Jean-Louis brachte sie, Emmanuel's Neffe, ein blonder Junge mit rosigem Gesicht und großen Ohren. Philippe entfalte die Serviette. Die Gesprächsstellen, an denen sein Misstrauen erwacht war, konnte er später bedenken. Jetzt hatte er Besseres zu tun. Er kannte die sanfte Diktatur der Emmanuel'schen Küche. Zwischen den Gängen nur soviel Pause, wie nötig war für einen Schluck frisches Wasser, den Wechsel des Gedecks, der Gläser. Als dürfte die Wahrnehmung des Gesamtkunstwerkes nicht unterbrochen werden in der Abfolge einander ergänzender und steigender Geschmacksurteile, die den Gast am Ende in eine Art Trance versetzen, ihn das Problem vergessen lassen sollte, das für ihn zu lösen der Chef des Lion d'or übernommen und mit sicherer Hand vollbracht hatte.

So auch diesmal. Philippe spürte eine inspirierende Wärme. Von Emanuels guten Wünschen begleitet, ging er nach Hause. Die Wärme verließ ihn nicht, sein Kopf war klar. Welche Musik jetzt? Auf keinen Fall Ammons. Er wählte die Goldberg-Variationen, hörte zu und dachte nach.

Was er von Coste über Dubois erfahren hatte, war kaum der Rede wert. Was Coste ihm von Coste mitgeteilt hatte: einige biographische Details, die Ressentiments eines *pieds-noirs*, eine merkwürdig ungerührte Einstellung zu Dubois' Tod, die aber Maske sein konnte, und die blanke Weigerung, Auskunft über seine jetzige Tätigkeit zu geben. Er arbeitete weiter, basta.

Weiter wie bisher? Dubois' Witwe mochte den Chauffeur übernehmen, sozusagen geerbt haben. Vielleicht war er jetzt ihr Sekretär in allen praktischen Dingen, ihr rechter Arm. Wenn es so war, warum hatte Coste es nicht gesagt? Empfund er es als Degradierung, für eine Frau zu arbeiten, die vermutlich nichts zu tun hatte, als das Vermögen auszugeben, das ihr durch den Tod ihres Mannes zugefallen war? Und wenn Coste sich unterfordert, nicht mehr ausgelastet fühlte, warum ging er nicht woanders hin? Bei seiner Vergangenheit, seinen Beziehungen sicher kein Problem. Hierüber keinerlei Andeutung, nicht von ihm selbst, auch nicht von Pierre. Also musste er Gründe haben zu bleiben. Da es weder die Funktion eines Fahrers, Hausmeisters, Einkäufers, Finanzberaters sein konnte, die ihn hielt, noch ein plötzlich erwachtes Vergnügen an kleinen Aufgaben und einem bequemen Leben, kam eigentlich nur ein einziger Grund in Frage.

Philippe ärgerte sich. Auch der Dummste wäre darauf gekommen und viel schneller, ohne diese Kette von Schlussfolgerungen abzuspulen. Er erinnerte sich an Catherines Bemerkung über das Go-Spiel, an die leere Stelle in der Erzählung von Cecile Levallois und daran, dass Pierre

weiter im Hause seines Vaters verkehrte. Warum in aller Welt hatte er nicht schon längst versucht, mit Françoise Robin zu sprechen?

Philippe ging zum Fenster und sah hinaus in die Dunkelheit. Was erwartete er von einem Gespräch mit Dubois' Witwe? Informationen über den Ehemann, eine Schilderung der gemeinsamen Jahre, irgendeinen neuen Zug in dem Unternehmerporträt? Das interessierte ihn doch längst nicht mehr.

Die Dunkelheit blieb dunkel, auch wenn das Auge inzwischen die Umrisse der Bäume und Sträucher erkannte. Im nächsten Frühjahr würde er sich um den Garten kümmern. Hätte die Mutter noch erlebt, wie verwahrlost der jetzt war. Die Toten...Ihm fiel ein Gedichtvers wieder ein, den er sehr mochte: "Ihr Toten mit den schimmernden Knien, durch Ergebung geläutert, wie schneidet ihr in das andere Herz mit euren weißen Kränzen. Euch fehlt's an Herzlichkeit. Ja, ihr Toten."

Und Dubois? Griff sich einen harmlosen Journalisten, schickte ihn auf die Fähre. Befehlshaberisch noch im Grabe und an den Richtigen geraten, einen, der nicht lockerließ, wenn er erst Verdacht geschöpft hatte. Voll Ingrimm stellte Philippe sich vor, dass sein Artikel beginnen würde wie ein Brief:

«Monsieur, ich teile Ihnen mit, dass ich herausgefunden habe, was Sie wissen wollten.»

Ja, wäre es so! Er konnte sich auf nichts stützen als eine Vermutung, die sich unter der Hand zur Überzeugung verfestigt hatte.

Dubois war nicht der Fehleinschätzung seines Reaktionsvermögens zum Opfer gefallen, wenigstens nicht der allein. Sein Unfall hatte stattfinden sollen. Coste besaß die Mittel und war versiert genug, ihn zu arrangieren. Das Motiv ließ sich an fünf Fingern ausrechnen: die Liebe, das Geld. Eine Liaison mit Françoise, sicher auch eine mit Pierre. Dubois war

dahintergekommen und drohte mit Scheidung, Enterbung, Entlassung. Er hatte die drei in der Hand. Da mussten sie "sich wehren, nichts als sich wehren", würde Coste sagen. Der Zeitpunkt... Philippe stockte. Ja, allerdings, es gab eine weitere Möglichkeit. Das Datum des Unfalls. Keine zwei Wochen vor der Ankunft der Untersuchungskommission. Die durfte nichts finden. Auch wenn Dubois die nötigen Vorkehrungen selbst getroffen hatte, am sichersten war es, ihn, den Hauptzeugen, aus dem Verkehr zu ziehen, buchstäblich.

Philippe war unwohl. Dieses zwanghafte Spekulieren. Und nur, weil er die zeitliche Nähe zweier Ereignisse als Indiz betrachtete, wie zwei nebeneinandergestellte Stühle auf einer Bühne, zu denen man sich auch alles mögliche denken konnte. Natürlich war denkbar, dass ein Chemiebetrieb Kampfstoffe produzierte, kein Gesetz des Landes verbot das. Es konnte auch ein Interesse an der Geheimhaltung dieser Produktion geben, gerade wenn man sich die Möglichkeit einer illegalen Lieferung offenhalten wollte. Genehmigungsverfahren und Kontrollbestimmungen ließen sich umgehen, dafür gab es Beispiele. Sie mussten umgangen werden, wenn klar war, dass die Regierung dem Export von Kriegsmaterial in ein Krisengebiet aus Gründen ihrer eigenen Politik nicht zustimmen würde. Und es war nur folgerichtig, das Geschäft auch hinterher zu vertuschen. Folgerichtig schon, aber in wessen Interesse, außer dem von Dubois selbst?

Nichts wusste er. Keine Ahnung von den wirtschaftlichen und politischen Beziehungen, die der Unternehmer Dubois geknüpft hatte und denen er dann selbst zum Opfer fiel, möglicherweise. Das gesammelte Material war wertlos. Es hätte zur Plauderei über einen «ermutigenden Anachronismus» getaugt, für die Klärung des Falles Dubois gab es nichts her. Die wichtigsten Fragen, die entscheidenden Informationen fehlten, Philippe stellte es mit einer Emotionslosigkeit fest, die ihn überraschte.

Was konnte er tun? Ohne den geringsten Anhaltspunkt nach irgendwelchen Hintermännern forschen, in ultrarechten Kreisen? Er setzte sich an den Schreibtisch und starrte auf ein leeres Blatt. Zwei Versionen des Geschehens, beide wahrscheinlich, in sich schlüssig - und vollständig unbewiesen. Was gab es da zu notieren?

«Ach Catherine, ich stecke fest. Ich bin überzeugt, von einem weiteren Mord zu wissen und den zu kennen, der ihn arrangiert hat, ob auf eigene Faust oder in höherem Auftrag. Das ist auch alles. Wo Beweise fehlen, ist man auf Glauben angewiesen. Du glaubst mir bestimmt, wenn ich Dir sage ...»

Das Schreiben ging leicht von der Hand und erleichterte. In der Version Nummer zwei ließ sich auch Teiresias unterbringen.

«Sein Geschrei vor Jahren war bestimmt kein blinder Alarm, wohl aber eine Torheit. Ein Zeitungsartikel ist keine Novelle. Er wird nicht nach seiner inneren Stimmigkeit beurteilt, sondern nach seiner Übereinstimmung mit den Tatsachen. Das ist die Stelle, an der ich nicht weiterkomme. Vielleicht kannst Du mir helfen.»

Unsinn. Wie sollte Catherine ihm bei seiner Suche helfen, von der er selbst keinerlei Vorstellung hatte? Warum versteckte er sich hinter einem Arbeitsproblem, statt ihr einfach zu sagen, dass er sie Wiedersehen wollte?

«Du fehlst mir», schrieb er und nahm sich vor, das Blatt am nächsten Morgen zu zerreißen.

Es war das Beste, schlafen zu gehen. Die inspirierende Wärme des Emmanuelschen Menüs hatte sich verflüchtigt bis auf einen winzigen Rest. Vielleicht kam im Traum eine Idee für das Gespräch mit Françoise Robin, in das er Hoffnungen setzte, so groß wie seine Ratlosigkeit.

Das Madame Arnauld, wenn sie schon jeden Freitag Fisch briet, sich nicht daran gewöhnen konnte, frisches Öl zu verwenden! Eben sowenig, wie sie auf die Idee kam, ihr Radio in der Küche anzuschalten, statt weiter den Fernseher im Wohnzimmer laufen zu lassen, auf volle Lautstärke gedreht, damit er das Gezisch aus der Bratpfanne übertönte. Es war gewiss ein Western, den Madame Arnauld nun als Hörspiel verfolgte. Die Musik klang danach und erst recht diese kernige Männerstimme, die irgendwen zum Kampf auf Leben und Tod herausforderte. Unerträglich. Da waren Chantal und Claudine trotz dreistündiger zäher Diskussion doch angenehmer gewesen, obwohl - ihre schlechte Laune verdankte sie ihnen, im Verein, dass musste sie der Gerechtigkeit halber zugeben, mit einer zu kurzen Nacht, einem hektischen Aufbruch ohne Kaffee und Zigarette und diesem unglückseligen Zufall.

Sie war von der Parklücke, die sie nach entnervender Suche endlich gefunden hatte, die Straße zum Frauenzentrum hinauf gehastet. Da fuhr Philippe an ihr vorbei, ziemlich schnell, er sah sie nicht. Sein Anblick traf sie mit unerwarteter Heftigkeit. Sie blieb stehen, sah dem Auto nach und hoffte, ihr Blick werde Philippe hypnotisieren, so dass er im Rückspiegel die magische Stelle entdeckte, Catherine, die nicht winkte, nur am Rand des Trottoirs stand und Philippes Nacken fixierte, eine seiner erogenen Zonen. Sie merkte, dass ihr die Tränen kamen. Das fehlte noch. Vor dem Hauptquartier der feministischen Front dem einstigen Geliebten nachzuweinen und plötzlich die ganze Erschöpfung zu spüren. Dieses Zusammenleben und diese Trennung und das Nichtmehrzusammenlebenkönnen und jetzt der Wunsch, es doch wieder zu versuchen, gemeinsam aufzustehen und...

Catherine flüchtete in das von Baugerüsten und grünen Netzen umkleidete Haus, in dessen Erdgeschoss es Gott sei Dank nach frisch gebrühtem Kaffee roch. Der war noch nicht ausgetrunken, als bereits feststand, dass Chantal und Claudine, jede für sich und aus entgegengesetzten Gründen, die anfängliche Konzeption von Alltag der Frauen überdacht, das hieß verworfen hatten. Für Claudine war die bisherige Anlage - damit konnte sie nur Catherines Bilder meinen, denn von den geplanten Texten lag noch kein einziger vor - zu sehr auf die häusliche Sphäre, zu wenig auf den Beruf und das Leben außerhalb der eignen vier Wände ausgerichtet. Für Chantal waren im Privatbereich die Akzente falsch gesetzt. Es sei zuviel Hausarbeit, zu wenig Beziehungsarbeit - Catherine wurde flau bei dem Wort -, also zu wenig vom Eigentlichen weiblicher Kreativität ins Bild gekommen. Auch wenn sie an diesem Eigentlichen zweifelte, gab sie Chantal im stillen Recht. Sie hatte es ja den Probeabzügen schon angesehen: Die Bilder waren matt, einfallslos. Sie zeigten mehr oder minder banale häusliche Verrichtungen, bei denen nicht zu erkennen war, welche Beziehungen da existierten oder verändert oder erschaffen wurden zwischen der Frau und der Tätigkeit des Gemüseputzens, der Mutter und den Kindern, denen sie das Fleisch auf dem Teller kleinschnitt ...

«Fotografien», sagte Catherine, die nicht bereit war, Chantal auch nur einen Schritt entgegenzukommen, «können immer nur das abbilden, was zu sehen ist. Für die Darstellung des inneren Reichtums dieser Frauen und ihrer Sorgeobjekte bräuchte man schon eure Texte und die von Annie und Xaviere. Wieso sind die nicht da? Mir scheint, wir waren alle fünf für heute, neun Uhr dreißig, verabredet.» Claudine reagierte unwillig. Das gehöre nicht hierher. Annies Kleine sei krank, und weshalb Xaviere verhindert sei, werde sich schon noch herausstellen.



«Oh, Scheiße», sagte Catherine, «hätte mein fabelhafter Wecker nicht funktioniert, könntet ihr jetzt zu zweit darauf warten, dass sich mein Verhinderungsgrund irgendwann herausstellt. Während ich weiterpennen würde, mit dem größten Vergnügen.»

Der Ton blieb gereizt bis zum Schluss, obwohl Catherine, erschrocken über ihre Bissigkeit, bald kaum noch sprach. Die Diskussion endete offen, wie Chantal in lobender Absicht hervorhob. Catherine profitierte von diesem Befund, indem sie erklärte, bis nicht die Texte vorlägen und bei den Herausgeberinnen Einigkeit über die Konzeption herrsche, werde sie kein einziges neues Bild machen, sie habe schließlich noch anderes zu tun. Sie hatte es eilig, nach Hause zu kommen. Dort warteten Zeitungen, die sie durchsehen musste.

Dort wartete, dachte sie jetzt, umnebelt vom Bratfischgeruch und dem Gedröhn aus der Arnauldschen Wohnung, niemand, nicht mal eine Katze, die maunzend durch den Korridor strich und sich an ihren Beinen reiben würde, sobald sie eintrat. Eine trübe, leere, nach dem Inhalt des Mülleimers und Zigarettenkippen stinkende Behausung. Am besten, sich gleich ins Bett zu verziehen, die Zeitungen konnte sie auch dort lesen. Zuerst und vor allem aber diesen Brief. Ihr war nicht klar, ob er sie erfreute oder ängstigte. Es kam so selten vor, dass der Vater schrieb.

«Meine liebe Tochter», las sie, «bis vor einem Monat habe auch ich zu denen gehört, die glauben, im Ruhestand finde man endlich Zeit für die Dinge, die ein Leben lang liegengeblieben sind.»

Catherine schämte sich. Sie hatte völlig vergessen, dass der Vater inzwischen pensioniert war. Nun saß er den ganzen Tag in dem Häuschen an der Loire, oder er arbeitete im Garten, bestimmt, das war schon immer seine Leidenschaft. Deshalb hatte er für das kleine Grundstück gespart, wo der Boden so gut, der Fluss in der Nähe war. Vielleicht würde er Bootstouren machen, auch wieder anfangen zu angeln.

Nicht der Abschied von Credit Lyonnais, aber der von den Kollegen sei ihm schwergefallen. «Du weißt ja», schrieb er, «welche Freundschaft mich mit Lambert und auch mit Madame Sauvigny verband.» Catherine hörte die Namen dieser Freunde zum ersten Mal. Freilich hatte ihr die Mutter eines Tages von Festen und Ausflügen mit der Belegschaft der kleinen Filiale vorgeschwärmt: «Solch reizende Menschen! Dabei sagt man immer, dass Geld den Charakter verdirbt», worauf der Vater bemerkte, es mache schon einen Unterschied, ob man es besitze oder nur vorzähle.

«Mama bittet mich, Dir ihre herzlichsten Grüße zu übermitteln. Sobald sie wieder auf dem Posten ist, wird sie selbst schreiben.» Die Galle sei nicht in Ordnung, der Mutter gehe es wirklich nicht gut, er mache sich Sorgen und mahne sie jeden Tag, vernünftig zu sein, aber Catherine kenne das ja, der Haushalt von früh bis spät, vor allem natürlich die Küche. Eher stürze die Welt ein, als dass Simone Vaillant auf das abendliche Menü verzichtete. «Dabei kann sie meistens nur Zusehen, wie es mir schmeckt.»

Catherine war überrascht von dieser Mitteilsamkeit. Die private Korrespondenz war immer Sache der Mutter gewesen, der Schriftverkehr mit den Ämtern hingegen dem Vater überlassen. Sollte der Ruhestand eine Ordnung durcheinandergebracht haben, die Catherine von klein auf kannte und die ihr unverrückbar erschien, weil die Aufgabenverteilung zwischen den Eltern eine Art Naturgegebenheit war, unter der sie ab und an stöhnten, ohne sie je in Frage zu stellen. Überhaupt hielten die Eltern diese moderne Sucht, alles und jedes anzuzweifeln, für veränderungswürdig zu halten und anders machen zu wollen, für ein alarmierendes Anzeichen individueller Entwurzelung und gesellschaftlicher Schwäche. Catherine erinnerte sich an die Auseinandersetzungen vor zehn Jahren. Kaum ein Wochenende zu Hause verging, ohne dass die Eltern, hinter

der Barrikade einer warmen Mahlzeit, eines stets offenen Hauses, eines Lebens voller Fürsorge und Liebe, die Angriffe ihres Kindes abwehrten, dem sie ans Herz legten, sich auch nur ein einziges Mal an ihre Stelle zu versetzen, wenn es schon partout nicht so werden wollte wie sie.

Noch in der Anfangszeit ihres Lebens mit Philippe war sie wütend und verzweifelt von den selten gewordenen Besuchen daheim zurückgekehrt, jedes mal mit dem Schwur, nie mehr dorthin zu fahren. Philippe hatte sie getröstet und besänftigt, wenn sie schrie, sie habe das zum letzten Mal ertragen, sich zwei Tage lang stumm oder direkt fragen zu lassen, wann sie endlich heiraten, Kinder kriegen, ein normales Leben führen wolle, erfüllt und glücklich, wie ihre Schwester. Solcher Engstirnigkeit und solchem Terror müsse sie sich doch nicht aussetzen, schlecht gerüstet, wie sie sei, gegen die Übermacht aus Liebe und Lebenserfahrung, diese Worte könne sie einfach nicht mehr hören. Vielleicht würde sie bei dem ersten doch mal eine Ausnahme machen, hatte Philippe gesagt, sie in die Arme genommen und gestreichelt. Vor Erleichterung und Selbstmitleid fing sie zu weinen an, in Strömen offenbar, denn er zog aus seiner Hosentasche eines der altmodischen, weißen, mit dem Monogramm seines Vaters bestickten Tücher, die immer unbenutzt aussahen, als trüge er sie nur für den Fall bei sich, dass es nötig wurde, ihr auszuhelfen.

In Catherines Erinnerung an die Kämpfe tauchte vor allem die Mutter auf, ihre eigentliche Gegnerin, damals. Der Vater hielt sich, ob aus Solidarität oder gemäß seiner angestammten Rolle in derlei Konflikten, meist zurück und verteilte beschwichtigende Worte nach beiden Seiten. Er war ihr immer schwächer erschienen als die Mutter, dabei großzügiger und klüger, aber was nützte das, wenn er, statt der Tochter beizustehen, lieber in den Garten ging, um Beete umzugraben oder einen Obstbaum zurückzuschneiden.

Die Apfelernte sei diesmal mäßig, der Cidre aber von wunderbarem Aroma. Sie müsse sich mit einem Besuch schon beeilen, wenn sie noch eine Kostprobe abbekommen wolle, las Catherine am Schluss des Briefes. Eine deutliche, fast dringliche Einladung, fand sie und merkte, dass sie in Gedanken bereits vom Loire-Ufer auf die Kirche des heiligen Benedikt zugeht, die schönste, die sie kannte. Ein Ort, der selbst hartgesottene Atheisten der Religion gegenüber versöhnlich stimmen musste, hatte sie einmal zu Philippe gesagt.

Sie rechnete. Wenn sie jetzt zwei Stunden schlief, dann aufbrach, konnte sie heute bis Limoges kommen, vielleicht ein Stück weiter. Irgendwo übernachten, morgen beizeiten weiterfahren, in aller Ruhe, über die kleinen Departementstraßen, die schnurgerade durch die Sologne laufen. Gegen Mittag könnte sie bei den Eltern sein. Ein guter Plan.

Während sie dem Freizeichen lauschte, wünschte sie, der Vater würde abheben. Er tat es, verstand nicht gleich, wer ihn sprechen wollte, war verwirrt. Nichts habe er weniger erwartet als einen so prompten Anruf. Natürlich freue er sich auf sie. Sehr sogar. Nur sollte ihr Besuch für die Mutter eine Überraschung bleiben, sie würde sonst heute noch die Küche auf den Kopf stellen, um eine ihrer gascognischen Spezialitäten vorzubereiten... Nein nein, Mama höre nicht zu, sie sei außer Haus, einkaufen. Übrigens, er habe in seinem Brief nicht erwähnt, dass der junge Desmarests aus der Rue Bethune ganz plötzlich gestorben sei, im Alter von einundvierzig Jahren?

«Eines natürlichen Todes?»

Catherine wurde sofort klar, wie unangebracht ihre Frage war. Natürlich eines natürlichen Todes, wie starb man denn sonst in jener Gegend, noch dazu als allseits geschätzter Bäckermeister. Sie sprach schnell weiter, sagte, dass sie sich auf die Eltern freue, dass sie gegen Mittag eintreffen werde, und es gut sei, die Mutter zu überraschen.

Und der Vater, als wäre ein zusätzliches Lockmittel nötig, damit die Tochter auch wirklich käme: «Morgen abend gibt es ein Orgelkonzert in Saint-Benoît, mit einem bekannten Organisten aus Orleans. Mama tritt dir gern ihre Karte ab.» Die Pensionierung hatte die gewohnten Rollen doch nicht durcheinandergebracht. Alles beim alten, stellte Catherine fest, mit einer Erleichterung, die ihr früher empörend erschienen wäre.

Diese Kirche würde sie nie schwarzweiß fotografieren. Catherine ging im Vorhallenturm umher und sah, wie die Steine der Säulen und Arkaden in der Sonne honiggelb, rosa und weiß schimmerten, im Schatten ein kühles, bläuliches Hellgrau zeigten. Sie wurde nicht müde, dem Farbenwechsel nachzulaufen, durch alle neun Tore des Turms, der dem Neuen Jerusalem der Apokalypse, der himmlischen Stadt, wie Johannes sie in seiner Vision geschaut hatte, nachgebildet war. Catherine suchte die Kapitelle, an deren Reliefs sie sich erinnern konnte, weil der Vater sie ihr erklärt hatte. Sie fand die Säule, an deren Ostseite die im geistigen Kampf gesplattene Seele dem Satan widersteht, und schräg davor jene andere, an der das Lamm das Buch mit den sieben Siegeln öffnet, neben ihm die vier Reiter, Träger der Waage, die dem Ende der Zeit vorangehen. Auf der gegenüberliegenden Seite Auserwählte, Verdammte und Menschen, die Christus das Buch ihres Lebens zeigen. Sie würde in der Offenbarung Johannes nachlesen müssen, was dort von diesen Büchern gesagt war, von den sieben Gemeinden, den vierundzwanzig Greisen, der letzten Schlacht und dem Ort, an dem es weder Tag noch Nacht gibt...

Es war seltsam, am eigenen Nichtwissen und Nichtglauben den Abstand zu den Männern zu ermessen, die, wie dieser in einer Inschrift verewigte Unbertus, vor neun Jahrhunderten in Stein gehauen hatten, was immer noch existierte: Figuren mit bisweilen überraschend heutigen Zügen, Gestalten in greifbarer Nähe, die man ansehen und fotografieren

konnte, nicht anders als die lebendigen Zeitgenossen. Catherine hatte ihren Apparat im Auto gelassen. Sie wollte die Kirche nur Wiedersehen, sich in ihr etwas ausruhen nach der Fahrt, vor dem Eintritt bei den Eltern.

Sie kannte wenige Räume, die so steinern und dabei heiter und leicht, so schlicht und von unerhörtem Formsinn waren wie dieser. Für sie bedurfte es nicht nur der Gebeine des heiligen Benedikt, der Ort selbst machte sie andächtig durch seine Maße, sein Licht, die Einheit der beiden Altarräume, deren oberer den strahlenförmigen Grundriss der Krypta übernahm, auf der er ruhte. Sie setzte sich in die Nähe des Chores, damit sie das einzig Bunte in dieser Kirche betrachten konnte, das Mosaik auf dem Fußboden vor dem Altar: Farben eines herbstlichen Waldes, glänzend, warm. Sie hatte Lust, mit der Hand über den Boden zu streichen, über diese alten Steine, ihre unregelmäßigen Fugen, ihre Glätte, ihre Sprünge. Eine römische Arbeit aus dem vierten oder fünften Jahrhundert, so hatte sie gelesen, sechs Jahrhunderte später als Schmuck für den Vorgängerbau dieser Basilika nach Fleury gebracht, aber von wo? Einem einstigen Markt, einer Villa, einem Bad, einem Tempel? Das Mosaik stellte nichts dar, es war reines Ornament, aus geometrischen Figuren aufgebaut und nicht allzu streng rhythmisiert, Ordnung mit einem Schuss Wirrnis. Es wirkte naiv, undurchschaubar, freundlich und erinnerte Catherine an Bilder von Paul Klee.

Ein Geräusch lenkte sie ab. Sie sah hoch. Durch eine Seitentür, die zum Klosterhof führte, kam ein junger Mann in schwarzer Kutte und Sandalen, im Arm eine Garbe Blumen, die er ablegte, um in einer der vier Kapellen des oberen Altares zu verschwinden. Er kehrte mit zwei Tonkrügen zurück und fing an, die Blumen einzustellen. Das sah geschäftig aus und, des langen Rockes wegen, sehr fraulich. Ihr gefiel der Mönch mit dem struppigen rötlich braunen Bart. Ihr hatten diese Benediktiner schon immer gefallen, wenn sie ihnen in der Nähe der Kirche, im Buch-

laden des Klosters oder im Ort begegnet war. Hochgewachsene Männer, die etwas schwer Beschreibbares ausstrahlten, eine Mischung aus Würde, Kraft, Milde, Humor, wohl das, was Catherines Mutter als inneren Frieden ansah und leibhaftigen Beweis für die Richtigkeit der Worte des heiligen Benedikt: "Nichts ist der Liebe Christi vorzuziehen."

Es gab Catherine einen Stich, als sie sich plötzlich Teiresias im schmalen schwarzen Kapuzengewand vorstellte. Hier hätte er hingehen sollen, er wäre gut aufgehoben bei diesen gebildeten Mönchen, die gewiss einen Sinn für Visionen besaßen und ihm die seinen, wären sie ihnen allzu abwegig vorgekommen, schon ausgedet, ihm vielleicht aus therapeutischen Gründen den Kräutergarten oder die Ausschmückung des Altarraumes mit Blumen anvertraut hätten. Ach Unsinn, was wusste sie denn von den Regeln eines Klosters. Aber, dachte Catherine, als sie aus der Kirche ging, eines ist sicher: Hier wäre Teiresias noch am Leben.

«Lieber die Loire entlang», sagte sie, «die Kirche können wir auch am Abend sehen. Es bleibt doch bei dem Konzert?»

«Aber ja.»

Der Vater sah im Freien nicht weniger frisch und gesund aus, als er ihr schon zu Hause erschienen war, neben der mager gewordenen Mutter, der es offensichtlich schlecht ging. Sonst wäre sie auch nie bereit gewesen, nach dem Mittagessen zu ruhen. Mit ihrem Überraschungsauftritt hatte Catherine ihr einen Schock versetzt, und mochte auch Freude dabei sein, es überwog der Schrecken, mit leeren Händen dazustehen. Das nächste Mal sollte sie unbedingt Bescheid sagen, forderte die Mutter, nichts sei vorbereitet und nur unzureichender Vorrat da. Aus dem ging in Windeseile eine vollständige Mahlzeit hervor: Hühnerbouillon, Omelettes mit Basilikum, zum Nachtsch Käse und Weintrauben. Zum Abend wer-

de sie etwas Richtiges kochen, erklärte die Mutter, bis dahin bliebe ja noch etwas Zeit.

Der Vater ging in rüstigem Wanderschritt. Die Metallspitze seines Stockes gab auf den buckligen Steinen einen Ton, der Catherine weit zurückführte, zu Onkel Louis und Tante Genevieve, als sie noch auf dem Land wohnten, neben dem Gehöft des Bauern Labeze, der einen Rappen Octave und eine Fuchsstute Chimere besaß und manchmal das Mädchen mitnahm, das aus dem Haus stürzte, sobald es das Geklapper der Hufeisen auf dem Pflaster des Weges hörte. Mit dem Vater zu wandern, war für Catherine und ihre Schwester Jeannette eine lästige Pflicht gewesen. Er geizte mit Ruhepausen und mochte es nicht, wenn die Töchter schwatzten oder sangen. Die Stille der Natur stören, nannte er das und fügte hinzu, dabei sei es in der Natur selten still, eine fantastische Vielfalt an Geräuschen könne man vernehmen, vorausgesetzt, die Menschenkinder hielten mal eine Weile den Schnabel. Auch jetzt schwieg der Vater, doch im Unterschied zu früher fand Catherine das sehr angenehm. Nichts lenkte sie ab vom Bild des Flusses und seiner Ufer, dem hohen Himmel, über den geblähte Wolken zogen wie an einem Sommertag. Ein Stück hinter den letzten Ferienhäusern wurde der Weg sandig und schmal, doch er führte weiter am Fluss entlang durch eine flache, immer noch grüne Landschaft, in der es nur Mücken, Blesshühner und zwei Menschen zu geben schien, die gedankenverloren dahinwanderten.

Catherine schreckte auf wie aus einem Traum, als der Vater stehenblieb, mit seinem Stock geradeaus zeigte und sagte, dort vom sei eine Bank. Er schlug vor, eine Rast zu machen und zu beraten, wie sie zurückgehen wollten: denselben Weg - sie wusste, dass er so etwas nie gemocht hatte - oder durch die Dörfer, das wäre etwas weiter, aber sehr hübsch um diese Jahreszeit.

«Durch die Dörfer», sagte Catherine.

Sie setzten sich auf die Bank. Der Fluss glitzerte in der Sonne. Der Vater nahm seine Baskenmütze ab und strich sich das dünne Haar glatt.

«Warm heute, nicht wahr?»

Catherine nickte. «Stört es dich, wenn ich rauche?»

«Nein, nur wenn Mama dabei ist, lass es lieber.»

Sie schwiegen alle beide. Catherine lehnte sich zurück, schloss die Augen und hörte den schweren ruhigen Atem des Vaters. Da sagte sie:

«Ich möchte dir eine Geschichte erzählen. Von zwei Toten und einem Verschwundenen. Eine wirkliche Geschichte. Es ist nicht meine Schuld, wenn sie klingt wie ein Kriminalroman. Willst du hören?»

«Aber ja.»

Wenn der Vater wollte, war er der beste Zuhörer, den sie sich vorstellen konnte. Diese Fähigkeit musste sie in Anspruch nehmen, hatte sie während der Fahrt beschlossen, als ihr klar wurde, dass sie nur bei lautem Erzählen würde feststellen können, ob die Einzelheiten, die sie inzwischen kannte, wirklich einen Zusammenhang ergaben, von dem sie immer fester überzeugt war.

«Zunächst die Fakten.» Catherine wusste, dass sie von denen nicht viel mehr besaß als die sprichwörtliche Handvoll.

«Ein prominenter Unternehmer kommt bei einem Autounfall ums Leben. Am Tag nach seiner Beerdigung wird ein ganz unbedeutendes Individuum erschlagen, ein Mann namens Teiresias Thivot, der allgemein als Spinner galt. Von Beruf Chemiker, doch arbeitslos und zum Alkoholiker geworden, nachdem er seine Stelle verlor. Er wurde entlassen. Wegen böswilliger Verleumdung des Unternehmens und namentlich des Generaldirektors. Dreimal darfst du raten, um wen es sich dabei . . . Genau. Um besagten Prominenten, der schlicht Dubois heißt, Etienne Dubois.»

«Aber worin bestand die Verleumdung durch diesen . . .»

«Teiresias, wie der blinde Seher aus der griechischen Sage. In den Chemiewerken gab es einen Laborunfall, ein Mann starb, das war vor ungefähr sieben Jahren. Teiresias schrieb einen Artikel. Er klagte das Unternehmen an: In dem Labor werde an der Entwicklung eines Kampfstoffes gearbeitet.»

«Das ist doch nicht verboten, leider Gottes», sagte der Vater.

«Den kannst du hier aus dem Spiel lassen. Aber du hast recht, leider. Trotzdem, sie wollten die Sache offenbar geheim halten. Ich weiß nicht, aus welchen Gründen. Ich weiß nur, dass es so war. Denn außer Teiresias wurde noch ein Chemiker zwar nicht gefeuert, aber rausgeekelt, muss man wohl sagen.»

Sie erzählte, was sie über Verrier wusste.

«Der Angelpunkt der ganzen Geschichte ist dieses Angebot», sagte sie. «Teiresias glaubte, es handelte sich um die Wiedereinstellung seines Freundes. Wahrscheinlich hat der selbst ihm das weisgemacht. Aber es stimmt nicht. Bei CHIMIE AVENIR gibt es weit und breit keinen Verrier, das habe ich aus zuverlässiger Quelle. Tatsache ist: Seit dem achten September ist Verrier verschwunden, angeblich verreist zu seiner Schwester.»

«Wieso angeblich? Ich meine, es ist ja nicht so abwegig, dass jemand seine Angehörigen besucht.»

«Aber ausgerechnet zu der Zeit, als er - jedenfalls nach der Version, an die Teiresias glaubte - die Chance bekommen hat, ganz groß wieder einzusteigen. Außerdem, er bleibt nicht bloß ein paar Tage weg, wie er seiner Nachbarin zum Abschied versichert. Nach rund zwei Wochen schickt er ihr eine nichtssagende Karte als Lebenszeichen, damit Madame Straub sich nicht beunruhigt und auf die Idee kommt, Alarm zu schlagen. Und noch etwas Merkwürdiges. Verrier ist just an dem Tag verreist, an

dem Dubois, sein ehemaliger und angeblich erneuter Arbeitgeber, tödlich verunglückt. Kannst du dir einen Reim auf all das machen?»

Der Vater schüttelte den Kopf.

«Kaum. Es mag da schon einen Zusammenhang geben, aber warum willst du ihn herausbekommen?»

«Weil es mir um Teiresias geht. Ich möchte wissen, weshalb und durch wen er umgekommen ist.»

«Du hast ihn doch gar nicht gekannt. Was interessiert er dich?»

Catherine versuchte, es zu erklären.

«Mit einem Foto hat alles begonnen.»

Sie schilderte das Dubois-Begräbnis. Philippe erwähnte sie so beiläufig, dass sie hoffte, der Vater werde ihr nicht mit den früher üblichen Fragen nach Monsieur Pellegrin, dann unserem lieben Philippe zusetzen, denen sie sich schlechter gewachsen fühlte, als es noch vor einem Monat der Fall gewesen wäre. Nicht mit einem Foto, mit Philippes Morgenbesuch und dem gemeinsamen Frühstück hatte alles begonnen . . . Und er ließ sich auch jetzt nicht vertreiben, durch keine der übrigen Personen, die sie dem Vater vorstellte: Maurice, Monique und Serge, Madame Straub, Pierre Dubois, Dominique. Philippe war da, er saß neben ihr auf der Bank und hörte aufmerksam zu.

«Das wär's, in großen Zügen», schloss sie. «Ich habe nicht genau der Reihe nach erzählt, hoffentlich nicht allzu konfus.» Sie zog eine Zigarette aus dem Päckchen und sah zum Vater hinüber.

Der fragte: «Gibst du mir auch eine?»

Catherine konnte sich nicht entsinnen, wann sie ihn zum letzten Mal rauchen gesehen hatte. Sie gab ihm Feuer.

«Aber seit wann...»

«Ach, nur jetzt. Es ist so ein Augenblick...»

Sie sahen auf den Fluss, der leise und schnell, mit kleinen Strudeln, dahintrieb. Am anderen Ufer hielt ein Motorrad. Ein junger Mann stieg ab. Er trat dicht ans Wasser, blieb dort, mit gesenktem Kopf, eine Weile stehen, dann drehte er sich um und ging flussabwärts.

«Was vielleicht eine Rolle spielt», murmelte der Vater, «ist die Einsamkeit.»

«Ich versteh dich nicht.»

«Es sieht doch so aus», erklärte er, «als gebe es niemanden, der diesen Verrier vermisst. Außer der Nachbarin, aber sie kann man mit ein paar Zeilen beruhigen. Und ähnlich bei deinem Teiresias. Ich meine, sein Mörder hat sicher angenommen, dass sich keine Menschenseele . . . Man konnte ja nicht ahnen, dass plötzlich meine Tochter erscheint und sich in den Kopf setzt, dieses Verbrechen aufzuklären.»

Catherine stutzte. Die Stimme des Vaters klang seltsam. «Was hast du? Stimmt was nicht?»

Er sah sie an: «Mir wäre schon lieber, du würdest dich um andere Dinge kümmern. Glaub mir, das ist kein Räuber-und-Gendarm-Spiel.»

Catherine war gekränkt. Dass der Vater es nicht lassen konnte, sie wie ein kleines Kind zu behandeln. Hätte sie ihm lieber erst gar nichts erzählt. Doch er fuhr unbeirrt fort.

«Ist dir denn nie der Gedanke gekommen, dass der Autounfall des Unternehmers womöglich kein simpler Unfall war?»

«Selbstverständlich. Für wie naiv hältst du mich? Aber ich habe dir zu erklären versucht, dass mich nur Teiresias interessiert. Mit Dubois soll sich...Mit dem sollen sich andere befassen, denen das Missgeschick eines Erfolgreichen näher geht als das Ende einer so unglücklichen Existenz wie . . .»

Der Vater unterbrach sie: «Vorhin hast du selbst von dem Zusammenhang der Ereignisse gesprochen, also kannst du nicht eines von ihnen einfach ausklammern.»

«Tu ich auch nicht. Nur sehe ich nicht ein, was es mir nützen soll zu erfahren, ob Dubois' Unfall etwa doch kein Unfall war.»

«Ich wüsste einen Nutzen für dich», der Vater ließ nicht locker, «nämlich Vorsicht. Ja, genau das. Lass die Finger von der Geschichte. Sie ist kreuzgefährlich. Das kann überhaupt nicht anders sein. Wenn kurzerhand ein Mann beseitigt wird, nur weil er etwas von einem Angebot gehört und weitererzählt hat und damit zum Störfaktor wird... Sicher hätte dein Teiresias lange vor dir danach geforscht, wo sein Freund geblieben ist.»

Der Vater sprach schnell, geradezu beschwörend.

«Begreifst du nicht, dieser Verrier kann noch so ein guter Chemiker sein, für den geheimnisvollen Auftrag wurde er nicht deswegen ausgewählt, sondern weil man annehmen konnte, dass sein Fortbleiben keiner Menschenseele auffallen würde. Eben, wegen der Einsamkeit.»

Catherine war beeindruckt. Sie hätte ihm eine solche, Philippe würde sagen: Kühnheit der Spekulation nicht zugetraut. Das war mehr an Bestätigung, als sie erhofft hatte. Des Rätsels Lösung hieß Verrier. Es musste schon mit dem Teufel zugehen, wenn sich nicht irgendwie herausfinden ließe, wo er steckte.

Der Vater, als hätte er ihre Gedanken erraten, fragte: «Was willst du weiter unternehmen?»

«Das wird sich finden», antwortete sie. «Hauptsache, du vertraust mir. Ich passe schon auf und tue nichts Unvernünftiges. Du kennst mich doch.»

Der Vater schien nicht überzeugt. Er wiederholte: «Denk an den toten Teiresias. Wirklich, das Sicherste ist, überhaupt nichts zu tun.»

«Schon gut», sagte Catherine, «auch das wird sich finden.» Sie sah auf ihre Uhr. «Was meinst du, sollten wir nicht allmählich nach Hause gehen? Mama wundert sich sonst, wo wir bleiben.»

Der alte Mann stand auf. Er machte ein paar unsichere, steife Schritte.

«Schrecklich», sagte er, «wenn die Beine nicht mehr wollen.»

«Wir können ja langsam gehen.»

«Lass nur, es wird schon wieder.»

Er stützte sich auf seinen Stock und ging voran. Catherine blickte noch einmal zum anderen Ufer. Dort stand das Motorrad. Das Sonnenlicht fiel in den Rückspiegel. Das gab einen grellen Fleck in der sanften Flusslandschaft.

IO

Leonie hätte diesem Tag die Note «Bananeneis» gegeben.

Catherine lehnte im Sessel und versuchte, sich an die übrigen Urteilsprüche zu erinnern, die das magere, grünäugige, an seinen Nägeln kauende Klassenorakel in Umlauf gebracht hatte und die von allen akzeptiert wurden als eigentliche Wertskala, verbindlich und vorstellbar und viel älter als das schattenhafte Punktsystem des offiziellen Leistungsmaßes.

Warum fiel ihr Leonie jetzt ein? Eine Ewigkeit hatte sie nicht mehr an sie gedacht. Was war aus dem widerspenstigen, Kamm, Seife, Puppen und Lehrer als seine natürlichen Feinde betrachtenden Mädchen geworden, seit es eines Tages plötzlich nicht mehr in die Schule kam? Verzogen, hieß es, aber man erfuhr nicht, wohin. So geisterte Leonie eine Zeitlang noch durch die Erzählungen, lebte mal auf den Bäumen des Stadtwäldchens, mal in dem legendären unterirdischen Gang zwischen Friedhof und Kirche. Gesehen hatte sie natürlich niemand, denn ein solches Leben,

das begriff jeder, konnte sich nur im Schutz der Dunkelheit und der unbetretbaren Orte abspielen. Jetzt war sie wieder aufgetaucht, mit dem Wort Bananeneis, passend zu dem Geschmack eines Tages, an dem sich die guten Botschaften häuften.

Im Frauenzentrum hatte es begonnen. Catherine wurde, obwohl sie zu spät kam, von einer lächelnden Runde empfangen. Sie waren tatsächlich alle da, nicht nur Chantal und Claudine, auch Annie, Xaviere, Henriette und die berühmte Julia, die Catherine nur vom Hörensagen kannte, an deren leibhaftiger Existenz sie schon zweifelte, doch da saß sie, schön und vorerst schweigsam, einen Stoß beschriebener Blätter vor sich. Auch die anderen hatten Manuskripte auf den Tisch gelegt. In die freie Mitte kam Catherines Bilderbogen.

«Mein Vorschlag für die Titelseite», sagte sie, auf Einwände und eine aufreibende Diskussion gefasst. Nichts dergleichen. Sie hörte sechs Lobes, zum Schluss das von Julia: Erst das Zusammenspiel mit den Bildern, ob nun Widerspruch, Ergänzung oder schlichte Illustration, verleihe den Texten die Beweglichkeit des Ausdrucks, die dieses Buch, seinem Thema gemäß, brauche.

Catherine musste sich eingestehen, dass sie von der vierstündigen Diskussion nicht viel mehr zurückbehalten hatte als diesen, ihr nicht ganz verständlichen Satz. Alles andere verschmolz zu dem so überraschenden wie beglückenden Fazit, dass die Frauen nicht nur über Nacht ihre Beiträge hervorgezaubert, sondern, jede für sich, Positionen gefunden hatten, die sich zu einem Ganzen fügten, das Catherine sehr viel kontrastreicher, lebendiger und intelligenter fand als die eigenen Fotos. Sie genoss es, bei den Worten der anderen Bilder wiederzusehen, an die sie sich wie an einen Vorwurf erinnert hatte, als sie die Probeabzüge musterte, enttäuscht von der Einfallslosigkeit ihrer Aufnahmen. Die erschienen ihr nun, im Gefolge der allgemeinen Anerkennung oder im Zusammenspiel mit den

Texten, gar nicht so schlecht. Nach einem gemeinsamen Mittagessen, mit dem sie sich für ihre Arbeit belohnten, kehrte Catherine gut gelaunt in ihre Wohnung zurück. Vor der Tür stand Madame Arnauld, ein Schüsselchen in der Hand. Schon wollte Catherine das Ratespiel beginnen, aber die Nachbarin ließ sie nicht dazu kommen.

«Ein Glück», sagte sie, «ich dachte schon, Sie sind nicht zu Hause.»

Erst jetzt bemerkte Catherine die weiße Bluse, den engen schwarzen Rock, die frische Dauerwelle. «Die schmecken ja nicht, wenn sie kalt sind. Didiers Lieblingsspeise, und einmal im Jahr .. .»

Demnach war heute sein Geburtstag. Catherine umarmte Madame Arnauld, beglückwünschte sie zu diesem Sohn und sich selbst im stillen zu einer so köstlichen Gabe: Bananenbeignets.

Sicher kam von dort die Spur, die zu Leonie führte, gleich nach Dominiques Anruf.

Catherine sah auf die Uhr. Noch eine Dreiviertelstunde. Dominique hatte als Treffpunkt die Boutique Elle vorgeschlagen. Sie brauche unbedingt etwas zum Anziehen, sie traue sich kaum noch auf die Straße. Viel Zeit habe sie allerdings nicht. Der Italienischkurs. Aber für die Neuigkeiten, die sie Catherine überbringen könne, reiche es allemal.

«Halt dich fest», schloss sie, «dein Verrier ist ein Schlitzohr. Wenn ich dessen Knete hätte, würde ich nur noch bei Yves Saint-Laurent einkaufen.»

Catherine war als erste in der Rue Montaigne. Sie mochte die Straße mit den kleinen bunten Läden, die häufig die Besitzer wechselten. Dort, wo man noch vor einem halben Jahr Tee und Gewürze kaufen konnte, gab es jetzt Wolle und handgestrickte Pullover. Im Antiquariat zwei Häuser weiter fand gerade der Räumungsverkauf statt. Den Töpferladen gab es noch, aber er hatte geschlossen. Sicher war der bärtige junge Mann, der sich sonst dort aufhielt, in seine Werkstatt zurückgekehrt, statt weiter



auf den unwahrscheinlichen Auftritt eines Kunden zu warten. In diesem Auf und Ab einer schwierigen kommerziellen Existenz bildete Elle eine Bastion der Stabilität, seit mindestens fünf Jahren. Catherine begriff nicht, was Dominique an diesem Laden anzog. Sie fand ihn langweilig und seine Inhaberin, im Gegensatz zur Fröhlichkeit der Konkursanwärter ringsum, ausgesprochen humorlos. Aber sie verstand ihr Geschäft, war doch die Boutique ein stadtbekanntes Geheimtip. Catherine dachte zurück an zwei gescheiterte Einkaufsversuche, deren Langwierigkeit die Geduld von Madame Le Bas auf eine ungewohnt harte Probe gestellt hatte, ohne freilich das immer gleich aussehende, glatte Gesicht eine Spur anzukratzen. Dominique war zweifellos eine angenehmere Kundin, regelmäßig zur Stelle beim Stichwort: die neue Kollektion ist da und in unwandelbarem Einverständnis mit den wechselnden Rocklängen, Schulterbreiten, Taillenhöhen, Stoffmengen und Farbtönen nach Vorschrift der Modemacher aus der Metropole. Es war erstaunlich, dass sie ausgerechnet die auf schwarze Hemden eingeschworene Catherine zur Beraterin erwählt hatte. Eine Notlösung aus Zeitgründen, denn, das war klar, Dominique hatte es eilig, ihre Neuigkeit loszuwerden. Wie sie an die gekommen war, sollte ihr Geheimnis bleiben, gab sie am Telefon zu verstehen.

Catherine sah sie schon von weitem. Dasselbe Jackenkleid wie neulich am Abend.

«Wirklich tolle Farben», sagte Catherine zur Begrüßung. «Du wiederholst dich. Und wenn das heißen soll, ich brauche nichts Neues . . . Komm nur, du wirst gleich sehen.» Sie betraten den Laden. Catherine sah gar nichts, vielmehr, sie erkannte nicht die Signale der Aktualität an dem Kleid, den beiden Kostümen und Blusen, die Dominique, in ununterbrochenem Meinungs-austausch mit Madame Le Bas, in die engere Wahl zog. Dafür entdeckte sie auf der Stange mit den preisreduzierten

Modellen einen weiten Mantel aus leichtem schwarzem Wollstoff, der ihr sofort gefiel.

«Kommst du mit?»

Dominique verschwand hinter einem violetten Samtvorhang, Catherine folgte und sah zu, wie sie ein Strickkleid anprobierte, an dem, abgesehen von seiner safrangelben Farbe, nichts Besonderes zu entdecken war. Es reichte bis zum Knie, war gerade, aber nicht eng, es hatte einen Stehkragen mit Reißverschluss. Dazu gehörten ein schmaler Ledergürtel im Western-Stil und Strumpfhosen, ebenfalls safrangelb. Etwas zuviel des Guten, fand Catherine. Als dann das Hin- und Herdrehen vor dem Spiegel, das Zupfen und Zurechtrücken begann, war ihre Geduld erschöpft.

«Schieß endlich los. Was ist mir Verrier?»

«Dein Glück», antwortete Dominique, «dass du nicht behauptet hast, dieses Ding passe mir wie angegossen. Eine Katastrophe. Außerdem klemmt der blöde Reißverschluss. Kriegst du den wieder auf?»

Catherine half. Dominique dankte es ihr mit den Worten:

«Er hat dem Unglücksraben einen Bären aufgebunden. Von wegen - in Unnade gefallen! Rate mal, für wen er weiter arbeitet.»

Dominique zog den Rock eines Abendkostüms aus schwarzem Samt an und betrachtete sich zufrieden.

«Wenn nun noch die Jacke . . .»

«Etwa für Dubois?»

«Letzten Endes. Dein Superchemiker liefert seit drei Jahren Expertisen für die EIAC, aber zu der kann man genauso gut Dubois sagen. Vielleicht war es deshalb angebracht, die Legende von einem Zerwürfnis zu verbreiten. Immerhin geht es um große Exportaufträge. Da macht sich ein Sachverständiger gut, dem man eher Rachege-lüste als Sympathie zutraut, ist doch klar. Ebenso klar ist», sagte Dominique, «dass dieses

Jäckchen ein Blinder geschneidert hat. Sieh dir bloß die Paspeln an, schief und krumm, dabei sind die gerade der Pfiff. Wenn das so weitergeht.»

Sie schlüpfte in ein schmales Kostüm aus rostrottem Jersey, an dem Catherine nicht das Geringste auszusetzen fand, der Rock hatte sogar in den Seitennähten versteckte Taschen, sehr praktisch.

«Na ja. Vielleicht zusammen mit der weißen Seidenbluse.»

Catherine reichte das gewünschte Stück und sammelte die auf dem violetten Teppichboden liegenden Exemplare der neuen Kollektion zusammen. Eine ihren Fähigkeiten angemessene Aufgabe. Selbst bei ausgeprägtem Modesinn hätte sie Dominique kaum beraten können, ihre Gedanken waren nicht bei der Sache.

«Glaubst du, dass man einen chemischen Kampfstoff als Insektizid oder dergleichen ausführen kann?»

«Du stellst Fragen!» Dominique griff nach der zweiten Bluse.

«Diese Agrogifte sind doch die reinsten Kampfstoffe. Denk an Vietnam. Aber wenn du wissen willst, ob ich glaube, dass sich Exporte von chemischen Waffen vertuschen lassen? Also, unmöglich ist das sicher nicht, und wo ein Interesse ist, findet sich ein Weg . . . Die ist wirklich schick, was meinst du?»

Eine langärmelige Bluse mit schmalen Schultern und Bindekragen. Auf blassgrünem Grund Karos in blaugrün, fuchsia und rot. Sehr dezent, dachte Catherine, das Richtige fürs Büro.

«Ich ahne, was du denkst. Aber sei beruhigt, oder meinerwegen reg dich auf. Die Kommission hat nichts entdeckt, was Verdacht wecken könnte, erst recht kein Belastungsmaterial. Liest du keine Zeitung?»

«Doch, aber . . .»

«Diese Bluse, sonst nichts. Kannst du dir vorstellen, dass ich in so einer Rüstung herumlaufe?»

Sie hielt ein khakifarbenes Tweedjackett mit gewaltig breiten Schultern in die Höhe, das sie erst gar nicht anprobierte. «Mein Gott, was man für Zeit vertrödelt.» Dominique sah auf die Uhr. «Ich danke dir, mein Schatz, für den Beistand. Habe ich mich revanchiert?»

«Hast du.»

Sie gingen zurück in den Laden. Dort wurde Catherine Zeugin einer Lobrede, in deren Verlauf Madame Le Bas von der Treffsicherheit ihres Geschmacks, der Vortrefflichkeit ihres Sortiments und, als sei dies das zwangsläufig nächste Kompliment, von Dominiques Entschluss, nichts zu kaufen, unterrichtet wurde. Das unermüdliche Lächeln in den Augenwinkeln des glatten Gesichts erlosch erst, als Catherine, in den schwarzen Mantel gehüllt, auf Madame Le Bas zutrat und erklärte:

«Den nehme ich.»

«Ganz wie Sie wünschen, Mademoiselle.»

Catherine vermied es, Dominique anzusehen, die taktvoll schwieg. Erst auf der Straße fingen sie an zu lachen und konnten sich lange nicht beruhigen.

«Wir sollten öfter zusammen einkaufen», sagte Catherine.

«Wenn du mir versprichst, diese Mönchskutte im Schrank zu lassen.»

An der Ecke, wo Catherine ihren Renault abgestellt hatte, verabschiedeten sie sich. Die hundert Meter bis zum Sprachinstitut könne sie zu Fuß gehen, außerdem habe sie nicht zu tragen an den Folgen einer unbesonnenen Tat, sagte Dominique und streichelte die Rundung der violetten Plastiktüte in Catherines Armen.

Diesmal holte ihn niemand ab. Das Tor öffnete sich surrend, nachdem eine Frauenstimme mit portugiesischem Akzent nach seinem Namen gefragt und er erklärt hatte, er sei der angemeldete Journalist.

Philippe ging durch das Wäldchen. Der Kies knirschte unter seinen Sohlen. Die Sonne schien, Vögel zwitscherten, die Luft roch nach Harz und verbranntem Laub. Er ging langsam, um seine Ankunft hinauszuzögern. Die Hoffnung auf einen hilfreichen Traum hatte sich nicht erfüllt. Er stolperte in das Gespräch ohne Vorbereitung, und nur der Glanz dieses Tages hielt ihn davon ab, wieder umzukehren.

Er folgte dem Knick der Straße, bog ein in einen schmalen, gepflasterten Seitenweg. Ein Postkartenanblick: grasgrüner Rasen, rosarote Rosen, ein schneeweißes Haus. Davor stand eine schwarzhaarige Frau in türkisfarbenem Kittel.

«Monsieur Pellegrin?» sagte sie, als Philippe herangekommen war. «Bitte sehr, Madame erwartet Sie.»

Der Raum, in den er geführt wurde, war erstaunlich klein und dämmerig. An seiner Schmalseite, gegenüber der Tür, ein rundes Fenster, wie ein Bullauge. Kein Tisch, keine Stühle, nur ein niedriges Ecksofa aus weißem Leder, überhäuft mit Kissen, deren leuchtende Farben auf die Grün- und Blautöne des dicken Teppichs abgestimmt waren. An der freien Längswand ein kniehohes Regal, darauf ein Fernsehapparat, eine Stereoanlage, Schallplatten, Zeitschriften, ein Messingkrug mit weißen Lilien, ein Tablett voller Flaschen und Gläser. Über alledem eine Reihe vergrößerter Fotos, etwas überraschend in solch einem Zimmer: die ätherischen Mädchen von David Hamilton.

«Nehmen Sie doch Platz», sagte Françoise Robin. Sie hockte im Lotossitz in der Sofaecke und aß Weintrauben. Philippe ließ sich nieder, bemüht, eine einigermaßen bequeme Sitzhaltung zu finden. Françoise sah ihm zu.

«Machen Sie es wie ich.»

Ihm war rätselhaft, wie sie ihre langen Beine derart falten und offenbar ohne die geringste Mühe in einer Stellung verharren konnte, die

ihm beim bloßen Hinsehen Muskelschmerz verursachte. Er stopfte seine Pfeife, dankbar für den Aufwand eines Zeremoniells, bei dem er sich sammeln konnte. Françoise Robin glich den mindestens vier Jahre alten Aufnahmen, die er aus Modezeitschriften kannte: ein klares, etwas starres Gesicht, dessen Ebenmass ihm langweilig erschienen wäre ohne diese Belebung oder Störung durch den eigentümlichen Schnitt, die undefinierbare Farbe der Augen.

«Wollen Sie etwas trinken?»

Sie stand auf, ging hinüber zu dem Tablett. Erst jetzt bemerkte Philippe, dass sie zu ihren schwarzen Hosen eine zitronengelbe Satinbluse trug - nicht eben Trauerkleidung, doch eine Farbe, die gut zu brauner Haut und dunklem Haar passte.

«Einen Orangensaft.»

Françoise nickte, als hätte sie diesen Wunsch erwartet. Aus einem weißen Gefäß holte sie Eiswürfel, ließ sie in die Gläser fallen, füllte eines mit Saft, das andere mit Whisky und reichlich Wasser. Als sie sich wieder in ihren Yogasitz gefaltet hatte, sagte sie zwischen zwei Schlucken: «Ich höre.»

Philippe glaubte zu träumen, vielmehr einzubrechen in den Traum, der ihm, statt der erhofften Idee für das Gespräch, eine Griechischprüfung beschert hatte. Er sollte sämtliche Formen des Verbs mit der Streitaxt töten hersagen. Philippe kannte weder das Verb noch seine Formen. Er stand vor Monsieur Levy, der auf den Tisch trommelte und rief: "Auch den Aorist, bitte! Ich höre, nun, ich höre."

Eine fürchterliche Stimme, die er noch nach dem Erwachen... Philippe zog an seiner Pfeife, spürte das kühle Glas in der Hand, sah in das ausdruckslose, schöne Gesicht der Frau, die ihn zum Sprechen aufgefordert hatte, aber ebenso bereit schien, sein Schweigen hinzunehmen. Sie hätte

sicher keine Miene verzogen, wäre er jetzt gegangen mit den Worten: "Es hat keinen Zweck, Monsieur Levy, ich habe alles vergessen."

Noch nie war er einem Menschen begegnet, der eine solche Gleichgültigkeit ausstrahlte. Auf's Geratewohl stellte er ein paar Fragen, die er dumm und nahezu taktlos fand. Françoise Robin antwortete ohne Zögern, mit einer Offenheit, die Philippe in dem Gefühl bestärkte, dass nichts von dem, was sie sagte, sie wirklich betraf. Sie hätte aus einer ihrer Zeitschriften vorlesen können.

Das seltsamste Gespräch, das er je geführt hatte. Dabei nicht unergiebig. Ihm wurde nachträglich klar, dass Françoises Auskünfte über ihre Ehe mit Dubois ganz dem Klischee entsprachen, das er vorneweg im Kopf gehabt hatte, ohne es sich einzugestehen: Millionär (49) heiratet Fotomodell (27). Dieser Teil seines Untermehmerporträts, sollte es doch eines Tages zustande kommen, schriebe sich von selbst.

Philippe saß in seinem Café in der gewohnten Ecke, mit Blick zur Tür. Außer ihm waren drei Mädchen da, die sich mit ihren Schulaufgaben beschäftigten, ein touristisch aussehendes Paar, vermutlich Amerikaner, ein alter Mann, der am Tresen trank, und, nahe vom Eingang, Michel und Giovanni, die meist um diese Zeit hier einkehrten. Alle sprachen leise. Man hörte das Zischen der Espressomaschine und Gesang aus der Küche. Philippe bestellte ein Sandwich mit Schinken.

Er war zufrieden und wusste nicht, weshalb.

Hatte er doch nichts erfahren, das ihm weiterhalf. Dass Pierre Dubois ein netter Junge war, wenn auch ziemlich verwöhnt und reizbar, dass Françoise gern mit ihm plauderte, Musik hörte, schwimmen ging - warum nicht? Und Coste? Super. Zu dem konnte sie Etienne nur beglückwünschen. Kam mit allem zurecht, war immer da, wenn man ihn

brauchte, niemals aufdringlich. Ein sehr disziplinierter Typ, sportlich, geschickt, einer, der alles kann.

«Ein Mann zum Verlieben?»

«Klar», sagte Françoise mit unverminderter, nichtssagender Offenheit.

Philippe war außerstande zu erkennen, ob ihre Gefühle für Coste von dem Gleichmut abwichen, mit dem sie augenscheinlich die Ereignisse ihres Lebens hinnahm, sie lobte oder tadelte wie unterschiedlich angenehmes Wetter. Philippe hätte fragen können: "Glauben Sie, dass Coste dem Unfall Ihres Mannes nachgeholfen hat?"

Sie wäre nicht empört gewesen, hätte schlicht geantwortet: "Nein », oder: «Nicht, dass ich wüsste", oder: "Warum sollte er?" Eines schien ihm jedoch sicher: Sie log nicht. So konnte er alles für bare Münze nehmen, was sie über Coste gesagt hatte.

«Gilles ist ein Arbeitstier, wissen Sie. Wenn er eines Tages anfängt, sich hier zu langweilen, wird er gehen. Fürs erste hat er genug zu tun. Den Nachlass regeln, nennt er das. Ein Haufen Dinge, die liegengeblieben sind.»

Was im einzelnen, wisse sie nicht, sie habe sich ja um Etiennes Angelegenheiten nie gekümmert. War seine Sache. Jedenfalls sei Coste fast jeden Tag unterwegs in der Stadt, mit seinem Cadillac Allanté. «Ein toller Schlitten, finden Sie nicht?»

Philippe hatte keine Ahnung.

«So ein schwarzer?» fragte er.

Zum ersten Mal nahm er in Françoises Stimme den Anflug einer Gefühlsäußerung wahr.

«Schwarz!» Das klang beinahe verächtlich. «Dunkelrot ist der. Ein ganz besonderer Farbton, hab ich sonst bei keinem Auto hier gesehen.»

Immerhin etwas. Philippe wusste nun, dass Coste in einem auffälligen Auto durch die Gegend fuhr. Zu wem, ließe sich ja feststellen. Wenn er Glück hatte, stieß er auf eine Spur, die ultrarechten Kreise oder so, einen Anhaltspunkt. Der berühmte Strohalm, mehr nicht.

Philippe überlegte. Er musste sich einen Grund einfallen lassen, mit dem er längere Abwesenheit rechtfertigen konnte, denn Guigand bestand bei aller Großzügigkeit auf einer Wahrung der Formen. Ferner, das durfte er nicht vergessen, musste er Montluc aufsuchen und aus dessen Angaben einen Abschlussbericht über die Erkenntnisse der Kommission zusammenstellen, die ihren Auftrag "mit zufriedenstellendem Ergebnis", wie Montluc hervorheben würde, ausgeführt, also nichts gefunden hatte, das die Anschuldigung aus Afrika erhärten konnte. Wiederum zwanzig Zeilen, gleich morgen zu erledigen. Er musste auch von der Redaktion aus in Paris anrufen, um einen Terminaufschub für den Dubois-Artikel auszuhandeln. Dies waren die einfachen Sachen. Wie er sich aber Coste unbemerkt an die Fersen heften, was er mit der zu erwartenden Adressensammlung von Banken, Firmen, kommunalen Ämtern, Parteibüros, Versicherungen oder irgendwelchen Privatpersonen anfangen sollte, war ihm schleierhaft, optimistisch ausgedrückt: vorerst noch unklar. Der Weg kommt beim Gehen, sagte er sich. Und dass er gehen, vielmehr einem roten Cadillac hinterherfahren würde, stand fest. Hartnäckig wie ein Maulesel, hätte kopfschüttelnd die Mutter bemerkt und, mit beifälligem Nicken, vielleicht auch Etienne Dubois.

«Komm endlich her, die Zeit ist um!»

Philippe blickte hoch. Michel und Giovanni. Die hatte er ganz vergessen. Versprochen war versprochen. Er setzte sich zu ihnen. «Sieh an. Bist du fertig mit Nachdenken? Weißt du übrigens, wie lange bei dir eine halbe Stunde dauert, Kollege?» sagte Michel, der in der Druckerei von Philippes Zeitung arbeitete.

Philippe wusste, dass er jetzt einen ausgeben musste.

«Wie wär's mit einer Partie Domino?» Giovanni sah aufmunternd in die Runde.

Philippe war einverstanden.

«Wenn's sein muss. Pokern kann man mit euch Blindgängern ja doch nicht.» Michel erhob sich ächzend. «Also, Feder, was spendierst du bei der Gelegenheit?»

«Was ihr wollt», antwortete Philippe, «für mich ein Viertel Weißen.»

An der Theke bat Michel seine Freundin Yvonne um das Spielchen.

«Es ist gegen meine Grundsätze», erklärte er ihr, «aber die Kinder wollen partout nicht ins Bett, da muss man sie unterhalten.»

## II

Sie spielte mit ihrer Gabel, stellte sie senkrecht, fasste sie bei den Zinken und versuchte, ihr Schwung zu geben für eine Pirouette. Aber das Tisch-tuch bremste, die Gabel kippte, Catherine musste sie auffangen, damit sie nicht hörbar auf den Tisch oder das Messerbänkchen aufschlug.

Sie fühlte sich unbehaglich. Philippe hätte der Salon gefallen. Sie wagte sich kaum zu rühren inmitten dieser Erbstücke, die blank, stilvoll aufeinander abgestimmt hier herumstanden wie in einem Museum. Bestimmt war das Zimmer normalerweise verschlossen, betrat Madame Straub es nur, um imaginären Staub zu entfernen.

Hoffentlich kam das Essen bald, der kleine Imbiss, der ihr verheißen wurde, als sie wunschgemäß ihren Besuch telefonisch ankündigte.

Pasteten waren es. Sie schwebten herbei in einer Duftwolke und standen nun, zum Anbeißen knusprig, auf einer Porzellanplatte gleich weit

von Catherine und Madame Straub entfernt, die ihren Gast auf die unterschiedlichen Füllungen hinwies.

Ach Philippe, warum bist du nicht hier. Es wäre soviel einfacher. Du hättest keine Mühe mit der Konversation, ich könnte in Ruhe essen, ohne mich dauernd beobachtet zu fühlen.

Dass ich bloß nichts kaputt mache.

Madame Straub hob das Glas. Wieder galt ihr Toast den Fotografen.

Catherine trank, lobte den Wein.

«Ein Rosé aus dieser Gegend. Robert hat ihn besonders geschätzt, obwohl er im allgemeinen die trockenen elsässischen Weine vorzog.»

Catherine hatte sich während des Wartens geschworen, gleich und ohne Umschweife nach der Postkarte zu fragen, aber vorläufig kam sie nicht zu Wort. Das wunderbare Geschenk, dessen Wert sie, Catherine, schwerlich ermessen könne, der sechste Hochzeitstag und die Hochzeit selbst, Robert, die fünfziger Jahre, der jetzige Geschäftsinhaber, die Lasten des Alters, die Kinder, wieder Robert, die Zeiten, die sich so zu ihrem Nachteil verändert haben, das marokkanische Restaurant hier gleich um die Ecke, die beiden Frauen im Erdgeschoss, über die besser kein Wort zu verlieren wäre, Monsieur Verrier hingegen . . . Endlich konnte Catherine einhaken.

«Ein Unglück, dass er gerade jetzt verreist ist. Sein Freund, Sie wissen ja, der, von dem ich die Adresse bekommen hatte, ist im Krankenhaus. Eine Leberentzündung. Es geht ihm sehr schlecht und . . .»

Erst bei dieser Erfindung wurde Catherine bewusst, dass Madame Straub, die doch über alles im Hause informiert war, Teiresias mit keinem Wort erwähnt hatte. Sollte sie ihm nie begegnet sein? Oder hat sie ihn, peinlich berührt von seinem Anblick, aus ihrem Gedächtnis gewischt wie irgendeinen Fleck von ihren glänzenden Fußböden? Wenigstens die Nachricht in der Zeitung hätte sie aufscheuchen müssen, bot sie ihr doch

Gelegenheit zu einer zweckdienlichen Auskunft über den unbekanntenen Toten. Also, entweder hat sie Teiresias tatsächlich nicht gekannt oder sie liest keine Zeitung, zumindest nicht regelmäßig. Soll ja vorkommen, dachte Catherine schuldbewusst. Wie auch immer, es spielte keine Rolle. Was hätte Madame Straub schon über Teiresias gesagt?

« . . . und wenn Verrier ihn besuchen könnte », fuhr sie fort. « Hat er Ihnen inzwischen mitgeteilt, wann er zurückkommt? »

« Kein Wort. Das ist auch nicht seine Art. Sonst hat er nie geschrieben, nur diesmal, eine so überflüssige Karte. »

« Aber Sie haben sie trotzdem aufbewahrt? »

« Wegen der Blumenwiese. Eine wunderbare Aufnahme. »

« Darf ich sie mal sehen? »

« Selbstverständlich. Sie werden meine Ansicht teilen. Der Fotograf, oder vielleicht war es eine Dame, versteht sein Handwerk, da gibt es nichts zu deuteln. »

Dieses Wort hatte Catherine lange nicht gehört. Sie sann ihm nach, während Madame Straub ins Nebenzimmer ging.

« Hier, überzeugen Sie sich selbst. »

Catherine sah eines jener Stimmungsbilder, die sie verabscheute, weil sie auf den Betrachter wirkten wie die Glocke auf Pawlows Hunde.

« Sie haben recht, ein schönes Bild. Aber auch der beste Fotograf ist nichts ohne seine Motive. Verriers Schwester kann sich glücklich schätzen, in solch einer Gegend zu leben. » Catherine drehte die Karte um und versuchte, den Poststempel zu entziffern. Er war unleserlich.

« Wo ist das eigentlich? »

« Wo sie wohnt, meinen Sie? In Chevillon. Ein kleiner Ort an der Marne. Monsieur Verrier hat mir davon erzählt, geradezu geschwärmt. Aber ich kann mich für den Norden nicht so recht erwärmen. Das Elsass, ja. Roberts Familie stammt von dort. Kurz nach unserer Verlobung . . . »

Catherine, auf eine gründliche Reise- und Familienbeschreibung gefasst, fragte rasch: «Kennen Sie die Schwester von Verrier?»

«Madame Camey? Aber ja. Eine reizende Person. Und so gebildet. Kein Wunder, bei den vielen Büchern.»

«Ist sie Bibliothekarin?»

«Ganz recht. Es ist lange her, seit sie zum letzten Mal hier war, vor... ja genau, im Frühjahr vor vier Jahren, als die alte Madame Verrier den Schlaganfall hatte und ins Krankenhaus kam, einen Monat später ist sie gestorben. Damals hat die Tochter hier gewohnt und sich um alles gekümmert, Monsieur Verrier ist in den praktischen Dingen nicht so bewandert. Aber Madame Camey. Immer für die anderen da. Dabei hat sie es selbst nicht leicht, der ältere Sohn ist Epileptiker und ihr Mann, sie hat es nur angedeutet, Sie wissen ja, wie die Männer sind, natürlich gibt es Ausnahmen, Gott sei Dank...»

«Und jetzt beherbergt sie den unpraktischen Bruder gleich für mehrere Wochen?»

«Glauben Sie nicht, dass eine Schwester das tun kann? In einer richtigen Familie...»

Catherine nickte und hörte nicht mehr zu, einzig darauf bedacht, die beiden Namen zu behalten, die sie von Madame Straub erfahren hatte.

Auf einer Michelinkarte fuhr sie mit dem Finger die Marne entlang und suchte den Ort, in dem Verriers Schwester lebte, die für die anderen da war. Sie hätte bestimmt den Straubschen Tiraden aufmerksam und geduldig zugehört, statt innerlich auf die Uhr zu sehen und sofort nach dem Mokka aufzubrechen, rücksichtslos.

Endlich fand Catherine Chevillon. Es lag am Marne-Kanal. Sie ließ sich von der Auskunft die Telefonnummer der Cameys geben. Wie gehofft, existierte nur eine Familie dieses Namens in dem kleinen Ort.

Am nächsten Abend rief sie an. Madame Camey war selbst am Apparat. Eine sympathische Stimme. Catherine stellte sich vor, erzählte die Geschichte vom kranken Freund und fragte: «Kann ich Ihren Bruder sprechen? Seine Nachbarin hat mir gesagt, dass er sich bei Ihnen aufhält, und ich möchte ihn nur kurz...»

Madame Camey lachte. «Da hat sich Helene Straub doch einmal geirrt. Oder Charles hat ihr, wer weiß warum, etwas vorgeschwindelt. Nein, er ist nicht bei uns. Leider. Ich komme selbst so schlecht weg von hier. Vielleicht überlegt er es sich noch. Jedenfalls, wenn Sie ihn sehen, sagen Sie ihm bitte, er ist uns jederzeit willkommen. Mit dem Schreiben stehen wir alle beide auf Kriegsfuß, eine Familienkrankheit.»

Catherine bedankte sich. Sie versprach, den Gruß auszurichten. Nur, wohin in aller Welt?

Immer hatte sie es genossen, hatte sie ein Gemisch aus Schadenfreude, Sympathie und Mitleid gespürt, wenn eine Romanfigur irgend etwas in ohnmächtiger Wut sagte oder tat. Jetzt war sie selbst von diesem Gefühl beherrscht, das jede andere Empfindung ausschloss. Wut auf Verrier, der Teiresias belogen hatte und Madame Straub und letzten Endes auch sie. Verrier, der schuld war am Tod seines arglosen Freundes. Verrier, der einfach verschwand. Sämtliches Nachforschen hatte zu nichts geführt als der mehrfachen Bestätigung dieser simplen Tatsache. Keine Spur und nicht die geringste Chance, eine zu entdecken. Ihr fiel nichts mehr ein. Sie konnte nichts weiter tun. Was sie wusste, war ohne Wert und Nutzen, alles umsonst. Sie musste aufgeben. So war Ohnmacht.

*Ich erinnere mich. Catherine machte eine Bewegung, als wollte sie das quälende Gefühl abschütteln, das beim Erzählen wiedergekommen war.*

*Dann sagte sie: «Du kannst dir nicht vorstellen, welches Verlangen ich plötzlich spürte, mir wurde schwindlig, und hätten wir nicht die ganze*

Zeit eng umschlungen im Flur gestanden, das war schon lange keine Begrüßung mehr, oder doch, eine wirkliche, heiß und kalt, ihm ging es genauso wie mir, er war ganz blass, als wir uns endlich voneinander lösten und einander ansahen und er . . .»

«Von wem sprichst du denn? Ich verstehe nicht, vielleicht bin ich etwas blöde . . .»

Sie musste lachen.

«Zumindest siehst du so aus im Augenblick. Von Philippe natürlich.»

Dass sie nicht Verrier meinen konnte, hatte ich mir gedacht. Aber Philippe - so natürlich war das nun nicht.

«Wieso auf einmal? Ihr wart doch . . .»

«Zerstritten. Du hast recht. Es ist schrecklich, wie ich erzähle. Ich habe..., ja, vier Tage habe ich übersprungen. Die ohnmächtige Wut, das war Mittwoch abend. Am Donnerstag bin ich mit Henriette in die Cevennen gefahren und Sonntag nachmittag zurückgekommen. Henriette», erklärte sie, «kenne ich aus dem Frauenzentrum. Eigentlich ist sie Lehrerin für Englisch und Geographie, aber sie hat die Schule satt und schlägt sich so durch mit Übersetzungen und Artikeln für alle möglichen Zeitschriften. Sie schreibt wirklich toll. Ihr Beitrag zum Alltag der Frauen ist der beste von allen, finde ich. Ach so, auch das habe ich ausgelassen. Am Dienstag - da ging ich abends zu Madame Straub - war ich gleich früh bei Claudine, um mir die Manuskripte zu holen. Aus der Diskussion war ja nicht viel hängengeblieben, und ich wollte doch den ganzen Text kennen, schon um zu wissen, ob mein Entwurf für den Umschlag wirklich so bleiben konnte. Ich habe zwei Tage lang fleißig gelesen. Es wird ein schönes Buch, bestimmt.»

«Und die Cevennen?»

«Eine alte Idee von Henriette. Sie will etwas über diese Gegend schreiben. Ihre Vorfahren sind von dort. Sie hat den Kopf voller Erinnerungen

und Geschichten. Wusstest du zum Beispiel, dass ein Verwandter Karls des Großen, Guillaume d'Orange, auf seine späten Tage den Kriegszügen ade sagte, um ein mönchisches Leben zu führen...»

«Ihr wart in St. Guilhen-le-Desert?»

«Ja, und im Französischen Tal. Da gibt es eine ganz armselige Kirche. Notre-Dame de la Vallee Française, voller Taubenmist, dunkel und feucht. Wie ein Stall oder eine Scheune ist diese Kirche, "eine Seelenscheue", sagte Henriette. Die Kanzel ein ausgehöhlter Baumstamm und auf dem Altar eine abgegriffene Bibel aus dem weichen dicken Papier von Anno 1817. Ein wirklicher Wert.»

«Du hast fotografiert?» «Wenig. Erst einmal wollten wir Eindrücke sammeln. Das nächste Mal konzentrieren wir uns dann auf bestimmte Orte. Henriette schreibt ein Exposé für den Verlag. Wie umfangreich der Bildteil werden kann, ist noch nicht entschieden. Aber die Zahlen gut, das steht fest. Ich glaube», sagte Catherine, «auch wenn ich keinen Sous dafür bekäme... Es ist eine Landschaft, die lässt dich nicht mehr los. Und du triffst da auf Überraschungen. In einem gottverlassenen Nest, ich weiß den Namen schon nicht mehr, landeten wir bei einer Gruppe von Psychotherapeuten in einem uralten Gehöft. Die machen dort Seminare. So ähnlich wie bei dir.»

«Dann nennt sich das bestimmt Selbsterfahrungsworkstatt», sagte ich.

«Kaum. Es geht um etwas anderes. Nämlich aus dem, was ein Patient erzählt, herauszuhören, welches Angebot er damit macht oder machen will. Verstehst du? Das ist der zentrale Begriff der ganzen Therapiemethode: das Angebot.»

«Was ich verstehe, ist, dass dich das getroffen hat.»

«Und wie. Ich wollte doch vergessen, mich endgültig verabschieden von dieser Geschichte, und ich hatte den ganzen Tag nicht an Teiresias und Verrier gedacht, nicht eine Sekunde. Dann war alles wieder da. Auf



*der Rückfahrt habe ich Henriette davon erzählt. "Vergessen braucht Zeit", sagte sie, "wie jede Arbeit".»*

*Catherine schwieg. Sie sah aus zum Erbarmen. Schlimmer als Eric nach einem Krach mit Suzanne. Es war auch schlimmer, das wusste ich ja. Was konnte ich tun. Mich hatte niemand gelehrt herauszuhören, was sie mit ihrer Erzählung und ihrem plötzlichen Schweigen anbieten wollte. Ich war angewiesen auf die Hausrezepte des schlichten Menschenverstandes: trösten, ablenken.*

*«Komm, sprich weiter», sagte ich. «Erinnere dich. Sonntag nachmittag bist du zurückgekehrt. Und wann hast du Philippe gesehen? Noch am gleichen Abend?»*

*Nach einer Weile ging es wieder.*

*«Ja, Sonntagabend gegen acht. Aber vorher rief er an.»*

Wieder saßen sie in Catherines Küche, nur war es Abend und anders als vor einem Monat. Ihre Freude, als sie seine Stimme hörte. Seine Erleichterung, dass sie da war. Beide voller Ungeduld. Keine Fragen und Erklärungen.

*«Komm nur. Ja, jetzt gleich.»*

*«Und ich bringe mit, was ich für heute morgen eingekauft habe.»*

Sie saßen am gedeckten Tisch, ermunterten sich gegenseitig zum Essen, rührten nichts an.

*«Später, ich kann noch nicht.»*

*«Ich auch nicht.»*

*«Habe ich dir überhaupt Guten Tag gesagt?»*

*«Und ich dir?»*

*«Wir holen alles nach.»*

Philippe zog ein gefaltetes Blatt aus der Tasche.

*«Für dich.»*

Catherine las: «Ach, Catherine, ich stecke fest.» Dann viele Zeilen, die sie überflog, um nur schnell an die Stelle zu kommen, auf die sie wartete. Der letzte Satz.

Sie sah Philippe an. Sie begriff nicht, wie sie sein Gesicht ausdruckslos finden konnte, neulich, in einer anderen Zeit.

*«Ich habe dir auch geschrieben, innerlich. Ungefähr dasselbe, bis auf... Was hier zwischen Anfang und Ende steht, muss ich noch lesen.»*

*«Nicht so wichtig. Ich kann's dir erzählen. Aber sag du erst, wo du gesteckt hast. Seit Freitagabend versuche ich ...»*

*«In den Cevennen», sagte Catherine und fing an zu berichten.*

*«Alles durcheinander, du hättest nichts verstanden. Philippe ging es sicher ähnlich. Irgendwann fiel mir auf, wie konfus ich redete und irrsinnig schnell, aber ich wollte das loswerden. Es stimmt genau, wenn man sagt, dass jemand sich auskotzt beim Sprechen. Philippe hörte zu, er war einfach froh, dazusein. Nur zwei-, dreimal fragte er. Als ich abbrach, wahrscheinlich mit dem Schwur, nie mehr auch nur einen einzigen Gedanken an Verrier zu verschwenden, sagte er, die Geschichte müsse er erst verdauen, beim Essen. Ob ich inzwischen auch Appetit bekommen hätte? Mir hat nie etwas besser geschmeckt als dieses Abendfrühstück. Es dauerte bis spät in die Nacht, vielmehr, es fing immer wieder von neuem an.»*

*«Und Philippe sprach über seinen Verdacht, seinen Besuch bei Coste?»*

*«Ausführlich, viel geordneter als ich. Über alles, was er seit unserem Streit unternommen und erfahren hatte. Du kennst es, bis zu dem Montagabend, als er nach dem Gespräch mit Françoise Robin in seinem Café saß und beschloss, einem roten Cadillac durch die Stadt zu folgen.»*

«Der Gedanke macht mich neidisch. Auf der Comiche des Cevennes weit und breit kein anderes Fahrzeug als dein Renault», sagte Philippe.

«Ganz so idyllisch war es nicht.»

«Und du in bester Gesellschaft, während ich . . . Nach dem ersten Tag hat's mir gereicht. Ich weiß jetzt, warum Autojagden im Kino so beliebt sind.»

«Weil man Zusehen kann.»

«Das vor allem. Außerdem spielen sie sich nie in unserer Innenstadt ab. Da kommst du schon normalerweise kaum vorwärts und musst deine Augen überall haben. Dazu als Verfolger, den...»

«...der Verfolgte nicht bemerken darf.»

«Eben. Entweder du bleibst auf Teufel komm raus hinter ihm, dann fällst du ihm auf. Oder du hältst Abstand, dann fällt er dir bald nicht mehr auf, du kannst umkehren.»

«Und was hast du getan?»

«Verschiedenes. Erst einmal mir Zeit verschafft. Mit einer Lüge. Ich habe Guigand gesagt, ich müsse dringend für ein paar Tage nach Paris, unter anderem wegen der Dubois-Geschichte.»

«Ein Korn Wahrheit, immerhin.»

«Er hatte nichts dagegen. Er ist sehr großzügig, wenn man ihn nur um Erlaubnis fragt. Das war Dienstagnachmittag. Den Rest des Tages brauchte ich zur Vorbereitung.»

«Wie denn Vorbereitung?»

«Einen Standort finden. Eine Stelle, an der Coste vorbeifahren musste, wenn er in die Stadt wollte, und von der aus ich mich einigermaßen schnell und unauffällig in den Verkehr einfädeln konnte. Das war schwieriger als gedacht. Aber es ist mir gelungen. Darauf bin ich wirklich stolz. Am nächsten Morgen lag ich auf der Lauer, schon ab acht.»

«Darauf wäre ich nun stolz. So früh aufzustehen!»

«Es war idiotisch. Um die Zeit stand Coste unter der Dusche, nach seinem Morgenlauf oder was weiß ich. Neun Uhr fünfzehn kam er. Ich folgte ihm und hatte es nach drei Stunden gründlich satt.»

«So schnell?»

«Mach das mal. Dieses ständige Aufpassen beim Fahren, fast schlimmer noch beim Warten. Er war erst in einer Bank, anschließend bei einem Juwelier, einem Notar, auf der Post, das ging ja noch, jeweils fünf bis zwanzig Minuten, aber dann - anderthalb Stunden beim Zahnarzt. Mehr weiß ich nicht. Auf dem Boulevard Jean Jaures ist er mir an einer Ampel entwischt. Ich hatte keine Vorstellung, welche Adresse er in der Gegend ansteuern könnte, keine Lust, auf gut Glück herumzusehen, ob irgendwo sein auffälliges Auto... übrigens die einzige Erleichterung bei dem Unternehmen, das mir am Ende des Vormittags dermaßen sinnlos erschien, kurz, ich habe es leichten Herzens wieder aufgegeben.»

«Und lagst am Donnerstag ab neun Uhr auf der Lauer.»

«Woher...»

«Weil ich dich kenne. Weil ich die ganze Zeit ahne, du hast irgendwas herausbekommen. Sag schon, was.»

«Nun wollte ich es gerade spannend machen.»

«Es ist spannend. Soll ich raten?»

«Nein, mitkommen.»

«Doch nicht schon wieder auf einen Friedhof und nicht sofort?»

«Morgen, Verrier aufsuchen.»

Catherine erstarrte.

«Wenn das ein Witz sein soll.»

«Nein, überhaupt nicht. Wie kannst du denken, ich würde . . . Sieh mich nicht so an. Bitte. Merkst du denn immer noch nicht, dass ich dich...»

«Doch», sagte sie, «ich dich auch.» Und: «Komm, sprich weiter. Was ist mit Verrier?»

«Wirklich kein Witz. Vielleicht ein Irrtum, aber das werden wir sehen. Also, am Donnerstag fuhr Coste zu einem Supermarkt, dann kaufte er an einem Kiosk Zeitungen. Ja, und dann verließ er die Stadt über die neue Ausfahrtstraße Richtung Osten. Ich folgte ihm bis kurz hinter Puylaurens. Weiter war es mir zu riskant, nur noch wenig Verkehr. Ich blieb auf dem Parkplatz einer Gaststätte direkt an der Straße. Nein, die kannte ich nicht, wir biegen viel eher ab, wenn wir zu den Hügeln wollen. Ich habe gewartet. Es war ja nicht ausgeschlossen, daß er dieselbe Strecke zurückkam. Wenn man sich von vornherein auf langes Warten einstellt, ist es leichter. Ich habe mir ein Sandwich geholt und Orangensaft, Musik gehört, gelesen, mit einem Auge sozusagen. Nach drei dreiviertel Stunden fuhr er an mir vorbei. Abends ging ich in mein Café. Michel wollte Chicago spielen, Giovanni wieder Domino, ich Autoverfolgung auf der Karte. Es war das Spiel, und Giovanni...»

«Ein Experte?»

«Ich wusste es nicht. Er war sieben Jahre Kraftfahrer bei einer Firma in Lyon.»

«Und jetzt?»

«Ist er Tankwart. Außerdem hat er eine Lizenz als Taxifahrer. Er kennt jede Straße im Umkreis von fünfzig Kilometern.»

«Aber Coste ist doch weiter gefahren.»

«Schon. Wir haben verschiedene Möglichkeiten durchgerechnet, immer mit der Unbekannten: Wie lange ist er an seinem Zielort geblieben? Um es kurz zu machen, er kann nicht weiter gekommen sein als bis zur Montagne Noire, oder er hat sich dreieinhalb Stunden lang auf den Äckern des nächsten Dorfes herumgetrieben. Alles, was dazwischen-

liegt, vielmehr die einzige Variante, die wirklich zutrifft, lässt sich nicht errechnen. Wir müssen hinterherfahren.»

«Wir?»

Philippe nickte. «Aber getrennt. Giovanni hat mir ein paar Tips gegeben, Instruktionen für den Amateur», sagte Michel. Erklär ich dir später, ja? Jedenfalls sollten wir morgen, zehn Uhr, auf dem Parkplatz dieser Gaststätte sein.»

«Woher weißt du, dass er dann...?»

«Ich hoffe es, weil...», das klang etwas verlegen, «ich war jetzt jeden Morgen dort. Am Freitag kam er nicht, doch am Samstag. Heute wollte ich nach einem frühen Frühstück mit dir gemeinsam und bin dann allein . . ., er ist nicht gekommen. Vielleicht . . .»

«. . . hat er einen festen Rhythmus, denkst du? Alle zwei Tage. Kann ja sein. Aber immer um dieselbe Zeit?»

«Am Donnerstag und Samstag, ja. Natürlich nicht auf die Minute. Freitag habe ich gegen Mittag von der Gaststätte aus angerufen, bei Du-bois. Ich rechnete damit, dass die Portugiesin ans Telefon geht. So war es auch. Sie sagte, Monsieur Coste sei zwar da, aber nicht im Hause, ich könne ihn in der Garage erreichen oder in seinem Bungalow. Sie gab mir die Nummer. Die habe ich heute Mittag ausprobiert. Er meldete sich, ich legte auf.»

«Also gut, morgen. Und du glaubst, wir finden den verschwundenen Verrier?»

«Es ist immerhin nicht unwahrscheinlich. Coste hat Lebensmittel gekauft und Zeitungen. Für wen? Dass er nicht zu einem Geheimlabor mitten im Wald oder zu einer ausgedienten Scheune fuhr, konnte ich mir denken. Aber erst, als du von Verrier erzählt hast . . . Das wäre eine Erklärung. Ich wünsche mir einfach, dass es so ist. Dann würden unsere Geschichten zusammen ein Ganzes bilden.»

«Wie die halbierten Banknoten in Gangsterfilmen.»

«So bekäme alles einen Sinn, auch unser Streit und die getrennten Wege», sagte er.

*«Zum Schluss erklärte mir Philippe Giovannis Instruktionen für Amateure. Dann gingen wir schlafen.»*

*«Er blieb bei dir?»*

*«Er fuhr nach Hause. Wir waren beide so zufrieden. Ja, erschöpft und besänftigt. Alles war gut. Wir hatten Zeit, anders als früher, und das Gefühl, viel Zeit zu haben von diesem Abend an.»*

12

Eigenartige Pflanzen, wie Gerippe, nur weicher, biegsam und ganz flach, aus dünnem Aluminiumblech. Sie standen am Rand eines breiten, vollkommen leeren Strandes. Hinter ihnen musste das Meer sein, aber zu erkennen war es nicht, es verschmolz mit der Farbe des Himmels zu einheitlichem Blau. Im Vordergrund das Weiß des Sandes, der auch Schnee sein konnte. Catherine spürte nicht, aber sie sah, dass ging, die Aluminiumkörper bewegten sich, sie knisterten, die von der Sonne getroffenen Stellen blitzten auf. Plötzlich trieben von rechts Strähnen aus Sand oder Schnee heran, immer heftiger, eine Sturmböe fegte über den Strand, riss ihn hoch, und er brannte. Die silbrigen Pflanzen standen in Flammen, doch sie veränderten ihre Farbe nicht, sie schmolzen nicht, sie bogen sich nach links, die Metallbänder zu einem schwankenden Muster verschlungen, das raschelte und rauschte wie Blätter im Wind.

Catherine blinzelte. Über ihr bewegten sich Baumkronen. Sie fühlte die Wärme des schwarzen Mantels, auf dem sie lag. Ein Käfer krabbelte

über ihre rechte Hand. Philippe saß seitlich von ihr und spähte durch eine Lücke im Gestrüpp.

«Immer noch nichts?»

Er schüttelte den Kopf.

«Soll ich dich ablösen?»

«Bleib nur, ich sag dir Bescheid.»

Sie schloss die Augen. Die Luft war erfüllt von Summen, dazwischen Vogelstimmen, die sie nicht kannte. Ohne Philippe und seine Wächterhaltung hätte sie vergessen, weshalb sie hier waren. Ein Ausflug, an einem schönen Oktobertag, der Himmel so blau wie in ihrem Traum.

Am Morgen war es neblig gewesen und unangenehm kühl. So beschloss sie, den neuen Mantel mitzunehmen. Später verwünschte sie ihn, als sie durch den Wald marschierten, immer neben dem Weg her. Darauf bestand Philippe.

«Wir dürfen auf den letzten Metern nicht alles verderben.»

Die letzten Meter dauerten eine knappe Stunde, endlos, fand Catherine. Nacken und Schultern schmerzten. Die Autoverfolgung war eine Tortur, am schlimmsten die Strecke, auf der sie hinter einem Lastwagen festklebte und, als sie endlich überholen konnte, nicht nur Coste aus den Augen verloren hatte, sondern auch Philippe, mit dem sie doch die Position wechseln sollte. Sie fuhr durch ein verwinkeltes Dorf auf eine Kreuzung zu. Nun war alles vorbei. Da trottete dieser Hund über die Straße, ein ruppiger Köter. Sie nahm ihn als Wink des Schicksals, folgte seiner Richtung und bog links ab. Nach wenigen Kilometern sah sie, sehr fern, den dunkelroten Fleck wieder und, fast gleichzeitig, im Rückspiegel Philippes Peugeot.

«Nie wieder! Du hast recht, im Kino ist das entschieden amüsanter», sagte sie, als sie ihr Auto neben dem von Philippe vor einem Gasthof mit dem Namen *Diana's Rast* abgestellt hatte.

«Was nun? Warum halten wir? Hast du die Lust verloren?»  
«Keineswegs», Philippe schien in bester Stimmung, «jetzt geht's zu Fuß weiter.»  
Sie sah ihn ungläubig an.  
«Ja, zu Fuß.»  
Er breitete eine Karte auf der Motorhaube aus.  
«Sieh mal. Wir sind hier, und Coste ist ungefähr dort von der Straße abgebogen, die Stelle ist nicht drauf. Dort geht es hinauf in die Berge. Ein Forstweg oder so. Da kann man nicht hinterherfahren. Es ist wahrscheinlich, dass er denselben Weg zurückkommt.»  
Wahrscheinlich war gut. Woher nahm Philippe seine Zuversicht?  
«Und wenn wir den Weg verfehlen? Wahrscheinlich», betonte sie, «gibt es nicht nur den einen. Außerdem, wer sagt dir, dass Coste nicht diesen ganzen Wald» - sie strich mit dem Finger über die Karte - «durchquert, um irgendwo auf die andere Seite zu kommen?»  
«Wenn er das wollte, wäre er auf der Straße geblieben. Die macht zwar einen großen Bogen, aber es fährt sich viel bequemer. Leuchtet doch ein?»  
Sie nickte.  
«Also. Er will in die Berge oder, sagen wir, auf den Höhenzug, so gewaltig ist er ja nicht. Ein Jagdgebiet, das weiß ich von Giovanni. Und dieser Gasthof trägt seinen Namen nicht umsonst. Übrigens die letzte Stelle, an der man unauffällig parken kann. Wir sind nicht die einzigen, wie du siehst.»  
«Aber der Weg . . .»  
«Ich sag dir doch, ich habe gesehen, wo Coste abgebogen ist. Dann bin ich umgekehrt und habe hier auf dich gewartet.»  
«Ich meine, wenn der Weg sich verzweigt, was dann?»  
«Dann haben wir Pech gehabt», erklärte Philippe schlicht.

«Doch ich rechne nicht damit. Mein topographischer Sinn . . .»  
«Ich wusste gar nicht, dass du so etwas besitzt.»  
« . . . sagt mir, dass der Weg auf den Kamm des Höhenzugs führt, also brauchen wir ihm nur zu folgen. Allerdings, wenn Coste da nicht hinaufwill und sich irgendwo seitlich in die Büsche schlägt . . .»  
« . . . haben wir Pech gehabt», ergänzte Catherine.  
«Wollen wir nicht lieber auf unser Glück vertrauen?»  
«Was bleibt uns anderes übrig?» Bei einem derart vagen Abenteuer, dachte Catherine.  
«Gut. Wandern wir los, ich voran, ja?»  
Anfangs lief es sich noch einigermaßen bequem, dann begann die Steigung. Philippe bestand darauf, dass sie neben dem Weg hergingen.  
«Vorsichtshalber. Wenn du einen Motor hörst, sofort in Deckung!»  
Wie ein Junge beim Indianerspiel. Catherine fluchte vor sich hin. Es gab zwar keine Brennesseln und kaum Gestrüpp, aber dieser Anstieg über Stock und Stein. Bei jedem Schritt musste man aufpassen. Und womöglich war die ganze Mühe umsonst. Die Fototasche drückte, der blöde Mantel war viel zu warm. Sie nahm ihn über die Schulter, er verrutschte, sie ließ ihn am Boden schleifen, egal. Natürlich hatten sie nicht daran gedacht, etwas zum Trinken mitzunehmen. Nach einer Ewigkeit, erlösender hätte selbst eine Quelle nicht sein können, hörte sie, ja, zweifellos, das Geräusch eines Motors.  
«Philippe!»  
«Was ist?»  
«Hör doch!»  
Sein Gesicht verklärte sich.  
«Ich hab's gewusst. Los, in Deckung!»

Langsam, sehr langsam kam das Auto näher, rollte vorbei, die Reifen knirschten auf dem steinigen Weg. Catherine zog Philippe an sich und küsste ihn.

«Phantastisch! Wir haben es geschafft!»

«Wart's ab. Noch sind wir nicht am Ziel.»

Trotzdem war er einverstanden, von nun an auf dem Weg weiterzugehen. Catherine vergaß Hitze, Durst, Müdigkeit und alle Zweifel. Der unglaubliche Zufall - im Handumdrehen war er selbstverständlich. Jetzt vertraute sie Philippes topographischem Sinn. Er würde schon die Stelle finden. Endlich machte er ihr ein Zeichen stehenzubleiben. Rechts vom Weg führte ein Pfad bergan auf Gestrüpp zu, das aussah wie eine verwilderte Hecke. Philippe verschwand. Catherine fühlte ihr Herz klopfen. Dort oben, irgendwo, hielt sich Verrier versteckt. Verrier, den sie fotografieren würde, sobald er sich außerhalb seiner Hütte oder Höhle blicken ließ.

Nach einer Weile erschien Philippe wieder. Er führte Catherine an dem Gestrüch entlang.

«Am besten hier», flüsterte er und hockte sich ins Gras.

«Da, sieh mal.»

Natürlich keine Höhle. Ein kleines, fast schwarzes Holzhaus mit einem Hirschgeweih über der Tür.

«Eine Jagdhütte?»

«Sieht so aus. Und drinnen ist jemand.»

Sein Blick zeigte nach oben. Aus dem Schornstein des Häuschens stieg dünner Rauch.

«Na, wenn der jetzt Mittag macht, können wir lange warten.»

«Nicht so laut.»

Philippes Geflüster ging ihr auf die Nerven. Sie breitete den Mantel aus. Doch gut, dass sie ihn mitgenommen hatte. Sie setzte sich, holte den

Fotoapparat hervor, überprüfte ihn, ließ das schwere Objektiv einrasten. Sicher musste alles dann sehr schnell gehen. Dass sie nur den entscheidenden Augenblick nicht verpasste. Sie kauerte sich neben Philippe und starrte durch die Äste. Eine halbe Stunde verstrich, nichts geschah. Philippe bemerkte, dass sie ständig auf ihre Uhr sah.

«Leg dich doch etwas hin. Wir wechseln uns ab mit dem Aufpassen. Einverstanden?»

Sie streckte sich aus und schloss die Augen. Die Wärme, das Summen und Zwitschern, der leichte Wind . . .

«Wie lange habe ich geschlafen?»

Nun sah Philippe auf die Uhr.

«Kaum zwanzig Minuten.»

«Immer noch nichts?»

Er schüttelte den Kopf. Gern hätte sie ihm den Traum erzählt, aber er war jetzt kaum ansprechbar. Ablösen ließ er sich auch nicht. Catherine blieb liegen, blinzelte in die Sonne, dachte an die Verfolgungsfahrt, den Weg durch den Wald.

Mit einem Ruck richtete sie sich auf. Ihr war, als hätte Philippe ein Zeichen gemacht. Aber er schüttelte den Kopf. Also weiter warten, nichts als warten. Rauchen kam nicht in Frage. Am Handgelenk das Stillstehen der Zeit zu beobachten machte nur ungeduldig. Warten, so wie die Eltern einmal im Jahr die Blüte ihrer Königin der Nacht erwarteten. Und wenn Verrier heute keinen Fuß mehr über die Schwelle setzte? Sicher war er schon am Morgen ins Freie getreten, dann vielleicht ein weiteres Mal, als Coste kam, ihm Lebensmittel brachte . . . Was um alles in der Welt tat er in diesem Haus? Ein Labor war das nicht gerade. Ein Versteck, gewiss. Aber weshalb musste er sich verstecken, vor wem? Hatte auch er mit Dubois' Unfall zu tun? Mit dem Mord an Teiresias sicherlich. Nicht, dass er selbst den Stein aufgehoben und seinem arglosen Freund den Schädel

zertrümmert hätte. Dazu fehlte es ihm an Kraft. Catherine konnte sich Verrier nicht anders als schwächlich vorstellen. Aber der Mann, der jetzt vors Haus trat, war groß und kräftig. Catherine unterdrückte einen Aufschrei. Sie griff nach der Kamera. Der Mann war verschwunden, die Tür hatte er offengelassen. Er würde also noch einmal kommen und sei es für Sekunden.

Jetzt ruhig bleiben. Das Licht war gut, ihre Position auch. Sie würde ihn, wenn er sich nach links drehte, um den Türgriff anzufassen, frontal erwischen. Da war er. Sie drückte ab, viermal hintereinander. Die Tür schloss sich.

Catherine ließ die Arme sinken. Bewegung im Zeitlupentempo, begleitet vom Surren des automatischen Aufzugs, als wäre das Geräusch stehengeblieben, damit sie es nun wahrnehmen konnte - einen fremden Lärm, flüchtige Störung, schon vorbei. Sie starrte auf die leere Schwelle. Dann hörte sie Philippes Stimme, nicht flüsternd, tonlos.

«Weißt du, wer das war?»

«Charles Verrier, wer denn sonst. Komisch, ich hatte ihn mir ganz anders vorgestellt.»

Philippe schüttelte den Kopf.

«Nein», sagte er, «Etienne Dubois.»

«Nun sag schon was.»

Philippe Starre wurde ihr langsam unheimlich. Dass sie auf dem Rückweg kein Wort gesprochen hatten, dass die Kellnerin in Dianas Rast zweimal nach ihren Wünschen fragen musste, ehe Catherine antworten konnte, dass sie stumm einen faden Croque-Monsieur, das einzige Speiseangebot um diese Zeit, herunterschlangen, dazu gierig das Wasser aus der Karaffe auf dem Tisch tranken und den Wein, als wäre er Wasser - alles verständlich, aber jetzt sollten sie allmählich ins Leben zurückkehren.

«Gut», sagte Catherine, «wenn du nicht willst, fang ich eben an.» Sie schenkte sich den Rest Wein ein und bestellte neuen.

«Wir können auf deinen Dubois trinken», schlug sie vor. Ein gequältes Lächeln. Immerhin ein Lebenszeichen.

«Der ist nicht weniger lebendig als wir, sogar in besserer Verfassung, nehme ich an. Und wer, glaubst du, ist an seiner Stelle verbrannt?»

Philippe zuckte die Achseln.

«Komm, das ist doch klar. Also wer?»

«Charles Verrier», antwortete Philippe wie ein Schüler, der hofft, nach einem Beweis seines guten Willens werde man ihn in Ruhe lassen.

«Eine unglaubliche Sauerei. Aber erst so kriegt die Geschichte einen Zusammenhang.»

Philippe nickte. «Das Angebot... die haben», er stockte.

«Red weiter. Mit der Sprache kommen die Gedanken wieder, bei dir auf alle Fälle.»

Catherine sah ihn aufmunternd an.

«Die müssen Verrier etwas Phantastisches versprochen haben», sagte er.

«Genau. Coste erscheint bei ihm als Bote, wie schon öfter. Diesmal bringt er besondere Instruktionen. Mit dem Wagen des Chefs, da und dahin, für längere Zeit, alles streng vertraulich. Verrier verabschiedet sich von Madame Straub, das hat man ihm eingeschärft.»

«Aber ihm wurde sicher auch absolutes Stillschweigen eingeschärft. Trotzdem hat Teiresias von der Sache gewusst.»

«Ein Fehler. Hätte Verrier nichts gesagt, wäre Teiresias noch am Leben.»

«Die beiden waren also doch Freunde. Auch wenn Verrier gelogen, zumindest vor Teiresias verschwiegen hat, dass er weiter für Dubois arbeitete.»

«Er wollte es eben nicht zugeben, es war ihm sicher peinlich.»

«Ich denke, es kamen mehrere Dinge zusammen. Ein zufälliger Besuch von Teiresias kurz vor dem achten September, oder sie waren schon verabredet und haben sich irgendwo getroffen, Verrier voller Freude über», Philippe stockte wieder, «...über das Angebot.»

«Was haben die ihm bloß erzählt. Auf alle Fälle war es ganz auf ihn zugeschnitten. Er ist blindlings darauf reingefallen.»

«Und sein Freund mit der Sehergabe hat nichts geahnt, höchstens bemerkt, dass Verrier sich über irgendwas freute, und er wollte wissen, worüber, oder es gab ein anderes Stichwort, vielleicht den Vorschlag von Teiresias, an einem der nächsten Tage etwas gemeinsam zu unternehmen, so musste Verrier mit der Sprache herausrücken.»

«Er hätte eine Ausrede erfinden können, genauso wie für Madame Straub.»

«Hätte er, tat es aber nicht. Was er Teiresias im einzelnen erzählt hat...»

«... werden wir nie erfahren», ergänzte Catherine feierlich.

«Bestimmt war er erleichtert, endlich einen Kontakt zuzugeben, den er lange verschwiegen hatte. Kann sein, dass er Teiresias das Versprechen abnahm, alles für sich zu behalten, vorläufig wenigstens.»

«Aber der... Sowieso durchschaute er die Sache nicht, war glücklich über den Sieg der Gerechtigkeit und rannte ins offene Messer. Ich weiß», verbesserte Catherine, «es war ein Stein.»

«Glaubst du auch, dass Coste es getan hat?»

«Wer käme noch in Frage? Irgendein Unbekannter», Catherine überlegte, «oder Pierre Dubois?»

«Nie im Leben.»

«Warum bist du so sicher? Schließlich war er zusammen mit Coste bei Verrier, und er war es auch, dem Teiresias auf dem Friedhof diesen verräterischen Satz sagte, er hat ihn mir ja wörtlich wiederholt.»

«Gerade das spricht gegen deinen Verdacht. Nein ... wenn Pierre jemanden umbringt, dann seinen Vater. Und nicht so kaltblütig, so geschickt. Ich bin überzeugt», sagte Philippe, «dass Pierre von der ganzen Sache nichts weiß. Er liebt Coste. Er nutzt jede Gelegenheit, mit ihm zusammen zu sein. Zu Verrier ist er einfach mitgekommen, und bei dem entscheidenden Gespräch war er sicher nicht dabei. Er wird Coste in aller Unschuld, vielleicht auf dessen Frage hin, erzählt haben, was der Mensch von ihm wollte, der so aussah, als sei er auf die falsche Beerdigung geraten.»

«Dabei war er genau auf der richtigen, nur ohne es zu wissen. Stell dir das mal vor!»

«Außerdem, und das ist entscheidend, wurde alles mit Wissen und im Interesse von Etienne Dubois arrangiert. Damit er verschwinden konnte.»

«Aber er ist immer noch da, hat nicht einmal das Departement verlassen.»

«Das verstehe ich auch nicht. Wahrscheinlich ist irgendwas schiefgegangen, anders gelaufen als geplant. Oder er fühlt sich in seinem Versteck so sicher, dass er in aller Ruhe seine neue Identität abwartet, die Papiere, ein Passbild, das seinem veränderten Aussehen entspricht. Er trägt jetzt einen Bart, einen ganz anderen Haarschnitt.»

«Was dich nicht gehindert hat, ihn zu erkennen.»

«Weil ich ihn hundertmal gesehen habe, auf den unterschiedlichsten Bildern. Zum Wiedererkennen reicht das. Bei der Passkontrolle achten sie doch nur auf die Ähnlichkeit zwischen einem Gesicht und seinem fotografischen Abbild.» «Denke ich auch. Jedenfalls ist nicht anzuneh-



men, dass da irgendwo ein alter Bekannter sitzt oder jemand, der gerade an einem Artikel über den verstorbenen Unternehmer Etienne Dubois arbeitet und daher das Kunststück fertigbringt, ihn wiederzuerkennen, allerdings ohne dass der Schock ihm auf Stunden die Sprache verschlägt.»

«Ich hab sie ja wieder, und du warst selber auch...»

«Natürlich. Ich begreife immer noch nicht, wozu das alles. Zwei Morde! Der eine war nicht vorgesehen, aber der andere - perfekt geplant und ausgeführt. So tot, wie Dubois jetzt für alle Welt ist...»

«Er hat sich wirklich den Rückweg abgeschnitten. Das passt zu dem, was Cecile Levallois gesagt hat. Er steckte in einer Krise, keiner ökonomischen, einer persönlichen.»

«Über midlife schon etwas hinaus, oder?»

«Dreiundfünfzig. Vermutlich hatte er sich den Neuanfang weniger radikal vorgestellt. Einen Zweigbetrieb in Afrika aufbauen, sich dafür günstige Bedingungen bei der Regierung des Landes sichern, und weil es gerade Krieg führt - etwas praktische Hilfe, diskret, eine Investition in die Zukunft sozusagen. Dummerweise gab es die Beschwerde bei unserem Außenminister, die haltlosen Anschuldigungen, wie jeder jetzt glaubt. Dubois und die Seinen haben gründlich gearbeitet, das muss man ihnen lassen.»

«Welche Seinen denn?»

«Keine Ahnung. Aber es muss sie geben. Wie sollte Dubois allein mit seinem Sekretär in allen praktischen Dingen eine Aktion dieser Größenordnung bewältigen? Den illegalen Export, die Vertuschung hinterher, das neue Unternehmen ... So weit geht sein Pioniergeist gewiss nicht, dass er bei Null anfangen würde. Er hat vorgesorgt und besitzt Möglichkeiten, auch weiter zu sorgen, jetzt, nach seinem Tod, der die Angelegenheit einerseits vereinfacht, andererseits kompliziert. Aber das ist durchgerechnet, glaub mir.»

«Gern. Zumal es mit unserem Wissen nicht weit her ist. Ein Dschungel. Weißt du, was wir tun sollten? Ihm den Rücken kehren, ab sofort.»

«Heißt das, du willst den Mord an Verrier, den Mord an Teiresias auf sich beruhen lassen?»

«Wo denkst du hin. Ich will nur nicht über Dubois' Verbindungen, Transaktionen, Helfershelfer und Schutzpatrone rätseln.»

«Man kann sich nicht um das eine kümmern, ohne sich für das andere zu interessieren. Verrier ist verbrannt, Teiresias wurde erschlagen, nur weil ein Unternehmer im Interesse seiner Geschäfte von der Bildfläche verschwinden will, meinetwegen: muss.»

«Das schon, aber die Einzelheiten brauchen dich deshalb nicht ...»

«Oh, doch. Wenn ich etwas begriffen habe bei der ganzen Geschichte ... Es kommt auf die Einzelheiten an, allerdings im Zusammenhang mit den Fragen, die man stellt. Ich habe alles mögliche über Dubois gesammelt, aber denkst du, ich hätte mich ein einziges Mal gefragt, was genau in seinem Betrieb produziert wird, wohin sie es verkaufen, was damit geschieht? Er hätte ebenso gut Kaninchen züchten oder Spielzeugautos herstellen können.»

«Und jetzt willst du noch einmal von vorn anfangen, mit den richtigen Fragen?»

Philippe schüttelte den Kopf.

«Ich werde Gautier sagen, dass ich den Artikel nicht schreiben kann. Später vielleicht, wenn erst der Fall...»

«Du meinst, wenn es einen Prozess gibt, wenn über die Morde verhandelt wird, muss auch alles andere zur Sprache kommen: das Giftgas oder was es war, die Menschen, die erstickt sind, die Verstümmelungen, der verseuchte Boden, das vergiftete Wasser...»

«Das alles und die Art, in der es organisiert wurde, aus sicherer Entfernung, ein reines Geschäft. Und ein Unternehmer, der seelenruhig ...»

Verstehst du, dass das sogenannte Porträt, das mein bisheriges Material über Dubois nichts ist als ... Es ist ... Ja», sagte Philippe, «ich schäme mich.»

Er trank sein Glas aus.

«Dieser Wein schmeckt immer schlechter.»

«Überhaupt, ein mieses Lokal. Wir hätten es uns denken können. Schließlich war Diana keine Küchengöttin. Wollen wir aufbrechen, einen Spaziergang machen? Ich kann jetzt unmöglich Auto fahren.»

«Ich auch nicht. Trotzdem sollten wir bald zurück in die Stadt.»

«Warum bald?»

«Weil wir zur Polizei müssen, so schnell als möglich.»

«Ohne mich», sagte Catherine. «Mein Bedarf an Aktionen ist für heute gedeckt. Können wir nicht bis morgen früh warten?»

«Auf keinen Fall. Wer weiß, bis wann Dubois sich noch in diesem Versteck aufhält, das er bestimmt schon längst verlassen haben wollte. Wir müssen dafür sorgen, dass er gefunden wird. Damit es zu einer Verhandlung kommt, damit man erfährt, was geschehen ist.»

«Ja sicher. Aber heute ...»

«Du brauchst doch nicht mitzukommen. Wie wär's, wenn du die Fotos entwickelst, während ich bei der Polizei herumsitze. Sowie dort alles erledigt ist, hole ich dich ab, und wir fahren nach Hause. Zu mir, meine ich.»

«Nach Hause klingt besser», entschied Catherine. «Also einverstanden. Gehen wir?»

Ohne den Kopf zu heben, konnte sie über ihre Fußspitzen hinweg die Kante sehen, an der die Fotos lagen, übereinander, ein weißer Streifen neben einem Stapel Schallplatten.

Zuerst war ihr das Zimmer kleiner erschienen als früher. Jetzt hatte es seine alten Maße wieder, war das vertraute Raumgefühl zurückgekehrt und nichts verändert: das breite Bett, der schmale Kleiderschrank, das Eckregal mit den Zeitschriften, Schallplatten, Kassetten, Büchern, dem Radio, dem Plattenspieler, neu für sie nur der gestreifte Teppich aus Tunesien.

Die Tür zum Korridor war geschlossen, die zum Arbeitszimmer stand offen, wie meist, und wenn Catherine den Kopf etwas nach links drehte, sah sie das Bild über Philippes Schreibtisch, Kandinskys Landschaft mit grünem Haus. Nebenan war es dunkler als hier, wo kein Baum vorm Fenster stand und gelbes Abendlicht den Spiegel des Kleiderschranks glänzen ließ für einige Zeit. Durch die angelehnte Balkontür drang ein Luftzug, ein schwacher Geruch nach faulendem Obst.

«Äpfel oder Birnen?»

«Beides. Ich habe den Garten total verkommen lassen, nichts gepflückt. Aber im nächsten Frühjahr ...» Philippe richtete sich auf. «Ist dir kalt?»

«Noch nicht.»

Sie schloss die Augen und lag still unter seinem wandernden Blick.

«Ich merke genau, wo du gerade bist», behauptete sie.

«Jetzt eine Handbreit über dem Nabel.»

«Zwei Handbreit darunter.»

«Immer dasselbe. Auf dem kürzesten Weg.»

Sie öffnete die Augen, sah Philippes aufgestützten Arm, seinen Rücken und im Nacken den rötlichen Fleck. Der war neu. Eine Pustel, vom Hemdkragen aufgescheuert.

«Ich weiß, wo du das herhast. Dort hat dich mein Blick getroffen, neulich, als du vor dem Frauenzentrum an mir vorbeigefahren bist, ohne dich umzusehen.»

«Nimm dich in acht. Wenn ich mich eben räche, wird das unangenehm. Ich bin immer noch an derselben Stelle.»

«Das fühle ich. Aber noch keine Rache.»

«Viel zu schwach im Augenblick. Und du?»

«Satt und hungrig, ich verdurste und fange an zu frieren, wenn du nicht gleich ... , genau das, komm, wieder so, ja, und wenn das Schwäche sein soll», sagte sie oder sagte es nicht mehr, schon verschmolzen mit dem glatten festen Körper auf ihr, Atem nur noch zum Atemholen, Stöhnen, Schreien.

Danach war das gelbe Licht verschwunden, die Luft nun deutlich kühler. Sie deckten sich mit dem Laken zu, lagen umarmt, reglos und stumm, beschäftigt mit der Wiederkehr des Erinnerungsvermögens. Philippe reckte den freien Arm in die Höhe, er tastete auf dem Bücherbord über sich.

«Mehr zu mir hin.»

Er fand die Zigaretten und das Feuerzeug, gemeinsam rauchten sie eine von Catherines Gauloises.

«Und jetzt», sagte er, «mach ich uns etwas zu essen. Einen Salat. Willst du?»

«Wenn ich nur wüsste, was auf deinem Teller versteckt war, als wir um den Tisch saßen und immerzu deine Salatsoße loben mussten.»

Catherine erzählte ihren Artischockentraum.

Dann stand Philippe auf. Er ging ins Nebenzimmer, kam zurück mit seinen Sachen im Arm und einer Wolldecke, die er über Catherine breitete.

«Schlaf ein bisschen», sagte er, «und träum schön. Vielleicht erfährst du diesmal, was ich gegessen habe. Da fällt mir ein, als ich im Lion d'or war, weißt du, was Emmanuel, den du nicht leiden kannst, mir empfohlen hat? Kalbskotelett mit Artischocken.»

Er verschwand durch die Tür zum Korridor.

Ein friedliches Halbdunkel. Catherine hörte hin und wieder ein Geräusch aus der Küche, irgendwo im Garten gurrte eine Taube, sonst war es still. Den hellen Streifen auf dem Regal konnte sie nicht mehr erkennen. Sie hatte die Bilder im Kopf, Momente einer Bewegung: Dubois im Profil, fast von vorn, ganz von vorn, von der Tür verdeckt. Das letzte hätte sie sich sparen können, und die übrigen taugten nicht viel, fand Catherine. Allesamt unscharf, brauchbar höchstens die Aufnahme direkt von vorn.

Philippe aber war begeistert gewesen. Als hätte sie ihm Bilder der Königin von Saba gezeigt. Sie saßen in seinem Auto. Er besah die Fotos immer wieder.

«So etwas von gut getroffen!»

Catherine protestierte. Übertriebenes Lob sei schlimmer als Tadel. Sie wisse sehr wohl, was von den Aufnahmen zu halten sei. Zur Not lasse sie die dritte gelten, da könnte sie noch einiges an Schärfe herausholen, in Ruhe. Aber sie bezweifle, dass irgendein unvoreingenommener Betrachter den Generaldirektor anhand solcher Bilder werde identifizieren können. Das sei auch nicht nötig, hatte Philippe geantwortet.

«Willst du denn gar nicht wissen, was ich bei der Polizei erreicht habe?»

Natürlich wollte sie. Er sollte nur endlich losfahren und ihr unterwegs alles erzählen.

«Zunächst die übliche Warterei», sagte Philippe. «Dann Schwierigkeiten, den zuständigen Beamten aufzutreiben. Sieben Telefonate. Ich wäre am liebsten wieder umgekehrt. Schließlich führte man mich zu einem Kommissar, der mich, vielmehr meinen Namen kannte. Das kam mir zugute. Er nahm die Sache ernst. Er war sogar sichtlich beeindruckt. Wenn ich recht hätte, wäre dies der schwerste Fall, der ihm seit seiner Ver-

setzung hierher bekanntgeworden sei. Sicher erwartete er, dass ich mich nach seiner Geschichte erkundigte, aber ich war nur daran interessiert, dass er rasch etwas unternahm. Die Zeit drängt, sagte ich, Dubois kann jeden Augenblick das Versteck verlassen und für immer verschwinden. Der Kommissar erklärte mir, dass er einige Stunden brauchen werde, um einen Haftbefehl gegen Dubois oder wenigstens einen Hausdurchsuchungsbefehl zu erwirken. Zunächst einmal müsse ermittelt werden, wem die Jagdhütte gehört. Morgen früh soll ich ihn anrufen. Wenn bis dahin alles geregelt ist, kann ich gleich mit den Untersuchungsbeamten mitfahren, sie an Ort und Stelle geleiten. Kein schlechtes Ergebnis, findest du nicht?» hatte Philippe gesagt, und: «Es ist schon eigenartig. Wenn ich mir vorstelle, morgen dem Mann gegenüberzutreten, auf dessen Beerdigung wir waren, an dem Sonntag, als ich dich mit meinem Anruf aus dem Bett geholt und genau gemerkt hatte, wann ich auflegen musste. Bevor du dich richtig ärgern und womöglich nein sagen konntest.»

Catherine zündete sich eine Zigarette an, sah zu, wie der Rand aufglühte, allmählich dunkler wurde, beim nächsten Zug wieder hellrot. Sie schmeckte nichts, zog nur, damit dieses kleine Leuchten blieb. Am anderen Ende der Wohnung, in einem unbenutzten Zimmer, schlug die Standuhr mit der summenden Stimme, achtmal.

Morgen um diese Zeit. Catherine malte sich Einzelheiten aus. Dubois' Verhaftung, dann die von Coste. Die Bilder kamen leicht und erschienen ihr peinlich, ein Klischee nach dem anderen. Sie sah Coste, dem sie doch nie begegnet war, in seiner Gefängniszelle Yoga-Übungen machen und Schach spielen. Er blieb gelassen, selbstsicher bis zu dem Tag, an dem Dubois in einem Verhör zusammenbrach, alles gestand, Namen nannte. Sie sah den Gerichtssaal voller Prominenz und, von Reportern umringt, Philippe und sich selbst, die Helden der ganzen Geschichte. Catherine drückte die Zigarette aus, wütend über ihre Fantasien. Sie schloss die

Augen und wartete, dass Philippe zurückkam. Da spürte sie es wieder, ein dumpfes Gefühl, etwas wie Beklommenheit, vielleicht Trauer. Sie verstand das nicht. Warum war sie nicht erleichtert? Sie hatten das ihre getan, sogar mehr erreicht als erwartet. Von nun an würden sich andere mit dem Fall beschäftigen - der Gerechtigkeit zum Sieg verhelfen, hätte Teiresias gesagt. Teiresias. Kein Gericht der Welt, kein noch so strenger Urteilspruch konnte ihn wieder lebendig machen, ihn nicht, Verrier nicht und all die Toten in einem afrikanischen Dorf.

Philippe kam herein.

«Endlich.» Er setzte sich aufs Bett.

«Was ist? Du schläfst ja nicht.»

Sie zog ihn an sich. Er rieb sein Kinn an ihren Haaren.

«Du kitzelst», sagte er.

«Und du riechst nach Knoblauch und ... Verrat! Du hast schon Wein getrunken.»

«Nur einen Schluck zum Kosten, ob ich ihn dir anbieten kann.»

Catherine leckte mit der Zungenspitze seine Lippen. «Kannst du», sagte sie, «auf der Stelle.»

Er kam mit zwei gefüllten Gläsern zurück. Sie stießen an, es klang etwas dumpf.

«Du musst weiter unten anfassen.»

Catherine lachte.

«Siehst du, alles fängt von vorne an, auch deine guten Ratschläge. Also noch einmal. Worauf trinken wir?»

«Auf uns.»

«Ja, auf uns.»

Bei diesem Trinkspruch blieb es auch während des Essens. Philippe versicherte, sein Salat sei ein Produkt des Zufalls, er habe einfach genommen, was da war, Kopfsalat, Äpfel, Sellerie, Rauchfleisch, Emmentaler,

Walnüsse. Aber Catherine beharrte darauf, genau denselben hätten sie im Herbst vor drei Jahren in Carcassonne gegessen, auf ihrer gemächlichen Rückreise aus dem Luberon. Sie tauschten Erinnerungen, die immer gegenwärtiger wurden. Als sie unter den Zedern von Bonnieux standen, beschlossen sie, wieder dorthin zu fahren, oder vielleicht in die Haute Provence oder in die Camargue, gleich, wohin, nur bald.

«Wenn erst die Sache erledigt ist», sagte Philippe.

«Morgen um diese Zeit. Kannst du dir Dubois im Gefängnis vorstellen?»

Statt auf die Frage zu antworten, sagte Philippe: «Weißt du, was ich nicht begreife: Warum dieser Mord?»

«Es gab mehrere.»

«Den an Verrier meine ich. Warum genügte es nicht, dass Dubois einfach verschwand? Als Geschäftsmann ist er gewiss skrupellos, doch einen Menschen töten . . .»

«Und die Toten in Afrika?»

«Die gingen ihn nichts an. Er lieferte die gewünschte Ware. Was andere damit taten, war nicht seine Sache. Bestimmt war ihm klar, dass seine Partner den Kampfstoff einsetzen würden, aber er konnte sich sagen, dass sie die Verantwortung dafür trugen, nicht er. Sich auf ein schmutziges Geschäft einzulassen, wenn es in seinem Interesse lag, dazu war er gewissenlos genug. Jedoch in allen Einzelheiten einen Mord zu planen oder einem solchen Plan zuzustimmen - ich denke, da muss ihm das Wasser bis zum Hals gestanden haben.»

«Das Eintreffen der Untersuchungskommission?»

«Was käme sonst in Frage? Offenbar sah sich Dubois gezwungen, auf eine Weise zu verschwinden, die Nachforschungen überflüssig machte und nicht als Schuldbeweis ausgelegt werden konnte. Vielleicht wusste er, dass es in der Regierungskommission Leute gab, die alles andere als ihm

gewogen waren und sich durch korrekte Geschäftsunterlagen wenig beeindrucken lassen, ihn also hart in die Zange nehmen würden. Vielleicht war er sich, in diesem Falle, seiner selbst nicht sicher genug, oder andere hielten ihn für ein Risiko, die Leute, über die du nicht rätseln willst. Und mit Recht», setzte Philippe hinzu. «Selbst wenn unsere Spekulationen der Wahrheit nahekämen, wären sie vollkommen unerheblich.»

«Mit anderen Worten: Um zu erfahren, was tatsächlich geschehen ist, brauchen wir einen Prozess, also zunächst die Festnahme von Etienne Dubois. Morgen ist es soweit.»

«Wenn die Aktion nicht zu spät kommt», sagte Philippe düster.

«Warum sollte Dubois ausgerechnet in dieser Nacht verschwinden?»

«Und wenn doch?»

«Dann haben wir Pech gehabt. Wollen wir nicht auf unser Glück vertrauen? Das hat sich heute ganz gut bewährt», sagte Catherine. «Und jetzt lass uns lieber überlegen, wohin wir fahren, nächste Woche. Wenn es weiter so warm bleibt, vielleicht doch in die Camargue, zu den Stieren, Pferden, Flamingos und der schwarzen Sara, in diese Landschaft an der Grenze zwischen Realem und Imaginärem, wie es heißt. Wenn das nichts ist.»

Sie redeten und reisten, und an der Grenze zwischen Wachheit und Schlaf fühlte Catherine nur noch die Wärme von Philippes Haut und grenzenlose Erleichterung.

### 13

Catherine hob den Arm, griff nach dem Hörer. Sie hob nicht den Arm, griff nicht nach dem Hörer. Ihre Arme hingen schwer und schlaff an den Schultern, endeten in zwei Händen, die rechts und links neben den

Knien lagen, gut sichtbar, die eigenen, aber sie hätte sie abstreifen können wie ein Paar Handschuhe, nichts hätte ihr gefehlt, es war kein Gefühl da, den Verlust zu melden. Auch in den Armen nicht, den Beinen, den unsichtbaren Füßen, nicht im Rumpf, keine Signale mehr von innen, wo sie irgendwann das Herz, den Magen gespürt hatte. Keine Schmerzen, nichts, ein Balg voller Sägespäne, den eine tastende Hand weich gefunden hätte, weich im Unterschied zu der Härte von Nacken, Schädel und Gesicht. Das einzig Bewegliche in dieser Zelluloidschale waren die Lider, die von selbst hoch- und runterklappten. Eine lebensgroße Puppe, die in ihrem Zimmer saß, in ihrem Sessel, nahe am Telefon.

Wenn jetzt jemand anrief. Nicht jemand. Wenn jetzt Philippe sich meldete. Je länger er es nicht tat, desto wahrscheinlicher wurde, dass er nicht mehr ... Der Schmerz, mit einem Schlag, riss den lebendigen Körper aus der Puppe, die Arme nach vorn, jetzt um sich schlagen, irgend etwas tun. Catherine stand auf, schwankte. Sie ging zum Fenster, die Beine noch fremd, aber die fanden langsam zurück, auf und ab durchs Zimmer. Sich bewegen, etwas tun, gegen den Schmerz angehen, der keinen genauen Sitz mehr hatte, Magen oder Herz, der überall war, wie eben noch die Taubheit. Sich zurechtfinden. Wie viele Stunden waren vergangen seit Philippes Anruf am Abend?

Catherine hatte gleich gemerkt, dass er schlechte Nachricht brachte. Aber noch ehe sie fragen konnte, sagte er: «Dubois ist fort. Die Polizei wird nichts mehr unternehmen. Es gibt keine Spur, keine Anhaltspunkte, nichts außer meinen Behauptungen und deinen Fotos. Die Jagdhütte sah aus, als sei dort seit langem niemand gewesen - wie schon der Besitzer, der gegen eine Durchsuchung keinerlei Einwände machte, versichert hatte. Und da es sich bei dem Eigentümer um Edmond Sagnac handele, sagte einer der beiden Beamten, die mit mir im Wald waren, könne man den

Fall wohl als abgeschlossen betrachten, was ich durchaus als guten Rat verstehen dürfe.»

Catherine wollte sich erkundigen, wer dieser Sagnac sei, aber Philippe sprach weiter, darauf bedacht, sie nicht zu Wort kommen zu lassen. «Ich muss also selbst etwas tun. Auf der Rückfahrt habe ich mir alles genau überlegt. Die Vorbereitungen kosteten etwas Zeit, deshalb konnte ich dich nicht eher anrufen. Giovanni Narbon wird mich begleiten. Bitte frag jetzt nichts. Ich erzähle dir alles später. Wünsch mir Glück, ja? Sobald ich zurück bin, melde ich mich.» Und als Catherine stumm blieb: «Ich liebe dich, vergiss das nicht.»

Es dauerte, bis ihr bewusst wurde, dass Philippe aufgelegt hatte. Sie schrak hoch, wählte seine Nummer und zählte die Ruftöne, wie bei ihren vergeblichen Versuchen, Charles Verrier zu erreichen. Philippe war schon nicht mehr zu Hause, oder er hatte gar nicht von dort aus angerufen. Es war ganz klar: Er wollte nicht, dass sie ihn an seinem Vorhaben hinderte, und er wusste, dass das, was er vorhatte, gefährlich war.

Wieder der Anfall. Ein trockenes Schluchzen, das losbrach und sie schüttelte, dann abflaute zu einem widerlichen Schluckauf. Da dachte niemand an sie. Wie sollte Philippe noch denken können ...

Sie musste sich wehren, nach jedem Anruf wehrloser gegen die Angst. Philippe war noch immer nicht zurück, Giovanni Narbon auch nicht. Jedenfalls meldete sich niemand. Beim ersten Mal hatte Catherine mit einer Frau gesprochen, deren Stimme gereizt klang. Ihr Mann sei fortgefahren, mehr wisse sie nicht. Ob man ihr endlich erklären wolle, was los sei, sie habe nämlich genug von der Geheimnistuerei den ganzen Abend. Catherine hatte eine Entschuldigung gemurmelt und aufgelegt.

Sie sah auf die Uhr. Es war kurz nach drei. Wie lange musste sie warten, bis sie wieder anrufen konnte, bei Giovanni oder in Philippes Redaktion? Es war ganz gleich. Sie lehnte sich zurück und schloss die Augen. Wenn

sie jetzt ganz still hielt, würde sie sich in die Puppe zurückverwandeln, die nichts fühlte. Am besten für immer.

Das Telefon. Sie begriff allmählich, dass es wirklich läutete, nicht wie in der Nacht, einmal oder öfter, sie wusste es nicht mehr. Vielleicht hatte sie geschlafen, vielleicht geträumt, vielleicht die ganze Zeit mit offenen Augen dagesessen. Keine Erinnerung. Die Nacht musste vorüber sein, es war ja hell. Sie nahm den Hörer ab. Guigand.

Er sagte: «Catherine, ich muss Ihnen etwas sagen. Bitte bleiben Sie jetzt ...»

«Philippe ist tot», sagte sie.

«Ja. Ich komme soeben von Sabatier, Kommissar bei der Kriminalpolizei, ich schätze ihn sehr, ein absolut verlässlicher Mann. Können Sie mir zuhören?»

Sie versuchte es. Das Gespräch, mehrmals unterbrochen durch die Wiederkehr des Anfalls, zog sich über Stunden hin, schien es Catherine. Sie wusste nicht, wie sie es schaffte, allmählich doch aufzunehmen, was sie dann als Guigands Bericht im Gedächtnis behielt.

Letzte Nacht, gegen zweiundzwanzig Uhr, teilte Gilles Coste, ehemaliger Chauffeur und Leibwächter von Dubois, der Polizei mit, er habe in Notwehr auf einen Mann geschossen, der in Dubois' Haus einzudringen versuchte. Der Unbekannte und sein Komplize, sagte Coste später aus, hätten beim Öffnen des Eingangstores die Alarmanlage ausgelöst. Er, Coste, eilte auf einem Seitenweg zum Eingang und konnte noch beobachten, wie die beiden Männer sich trennten. Der eine blieb auf dem Hauptweg, der zum Wohnhaus führt, der andere verschwand im Schutz der Bäume. Diesem Mann folgte Coste, in seinem Verdacht bestärkt, dass er es mit Einbrechern zu tun hatte. Mit einem Schlag von hinten betäubte er den Mann, durchsuchte ihn und fand - erwartungsgemäß, gab er an - eine Waffe, eine Pistole ...

Dann begab er sich auf dem kürzesten Weg zum Haus und versteckte sich dort hinter einer Hecke. In der Villa hielt sich zu der Zeit niemand auf. Die Hausangestellte hatte ihren freien Tag, und Madame Dubois war bei einer Opernpremiere mit anschließender Feier. Die Einbrecher, so Coste, mussten das gewusst haben, zumindest konnte der zweite Mann sehen, dass im Haus kein Licht brannte. Als er herangekommen war und sich an der Tür zu schaffen machte, forderte Coste ihn auf, die Hände zu heben. Weil der Eindringling nicht reagierte, wiederholte Coste seine Aufforderung und fügte hinzu, er werde sonst von seiner Schusswaffe Gebrauch machen. Da fuhr der Mann plötzlich herum und hob den rechten Arm. Coste schoss. Er habe auf die Schulter gezielt, gab er an, aber, weil der andere sich im Augenblick des Schusses drehte, die linke Seite getroffen, unterhalb der Schulter. Der Mann brach auf der Stelle zusammen. Coste trat zu ihm und beugte sich über ihn. Da erst habe er ihn erkannt. Er sei sofort zum Telefon gegangen. Die Polizei kam nach knapp fünfzehn Minuten. Sabatier war selbst am Tatort. Die Spurensicherung dauerte Stunden. Sie hat Costes Aussage in allen Punkten bestätigt, oder genauer: nichts erbracht, was gegen sie spricht. Coste gab außerdem zu Protokoll, der Journalist habe ihn vor mehreren Tagen und, soviel er wisse, später auch Madame Dubois aufgesucht wegen eines Artikels über Etienne Dubois. Von dieser Sache wusste er ja, sagte Guigand. Aber er begreife nicht, weshalb Philippe in das gottverdammte Grundstück eingedrungen sei, zusammen mit einem bewaffneten Mann? Einem gewissen Giovanni Narbon, der der Polizei eine recht konfuse Geschichte erzählte. Der Mann war, versicherte Sabatier, vollkommen vernehmungsfähig, als man ihn befragte, allerdings sichtlich verstört. Narbon sagte aus, er sei auf Philippes Bitte mitgekommen, als Zeuge und zum Schutz. Philippe habe Madame Dubois davon überzeugen wollen, dass ihr Mann am Leben sei. Narbon behauptete ferner, Philippe sei mit Madame Dubois

verabredet gewesen. Er habe selbst eine Frauenstimme durch die Sprechanlage gehört, bevor das Tor aufging. Dass sie sich gewaltsam Zutritt zum Grundstück verschafft hätten, bestritt Narbon entschieden. Allerdings sei er, wie abgesprochen, bald in Deckung gegangen, um Philippe zu Hilfe zu kommen, falls Dubois' Chauffeur ihm unterwegs auflauerte. Diesen Mann habe Philippe gefürchtet. Kurz vorm Haus wollten sie sich wieder treffen, sagte Narbon. Er sollte Zeuge der Unterredung mit Madame Dubois sein. Doch dazu sei es nicht gekommen. Er habe, als er im Schutz der Bäume Philippe folgte, plötzlich eine Bewegung hinter sich gespürt und im selben Augenblick den Schlag. Mehr könne er nicht sagen.

Vielleicht an dieser Stelle, genau wusste sie es später nicht mehr, stellte Catherine ihre einzige Frage:

«Hat man bei Philippe keine Fotos gefunden?»

«Sabatier hat nichts davon erwähnt», antwortete Guigand.

«Alle Gegenstände, die Philippe bei sich trug, sind sichergestellt. Sie können ..., ich meine, werden Sie sich um ...»

«Die Formalitäten. Ja.»

«Wenn Sie meine Hilfe brauchen ...»

«Ja.»

«Glauben Sie mir, diese Geschichte nimmt mich genauso mit. Ich begreife das alles nicht.»

«Ja.»

Catherine legte auf, hob den Hörer wieder ab, wählte mechanisch die Nummer.

«Papa», sagte sie, «Philippe ist tot. Ermordet. Ja. Bitte, komm gleich. Ich kann jetzt nicht ... Nein, ich tue nichts. Was sollte ich ... Den Mittagzug von Orleans? Ja. Ich hol dich ab. Einen Kuss für Mama. Nein. Es ist lieb, dass du kommst. Bis heute abend.»

«Kind, es ist nicht gut, wenn du immerzu in diesem Zimmer hockst, neben dem Telefon. Wer soll denn jetzt noch anrufen? Außerdem musst du endlich etwas essen.»

«Ja, Papa.»

«Also, gehen wir? Am Ende der Straße ist doch so ein Lokal . . .»

«Das letzte Mal war ich mit Philippe hier. Das war ...»

Catherine starrte in die braune Tonschüssel, aus der es dampfte. «... ich weiß nicht wann. Ich finde mich in der Zeit nicht mehr zurecht.»

«Probier doch. Ein so gutes Cassoulet habe ich selten gegessen.»

«Was ist heute für ein Tag?»

«Donnerstag.»

«Und wie spät ist es jetzt?»

«Gleich halb neun.»

«Dann ist es vierundzwanzig Stunden her, dass Philippe mich angerufen hat.»

«Cathie, isß doch. Du hast keinen Appetit, das verstehe ich ja. Trotzdem ... Auch Mama und ich ... Wir haben Philippe sehr ins Herz geschlossen. Wir hätten so gern gesehen, dass ihr ...»

«Bevor ich dich abgeholt habe, war ich bei Giovanni Narbon.»

«Wer ist das überhaupt? Ein Kollege von Philippe? Und warum musste er ausgerechnet eine Pistole mitnehmen?»

«Philippe hat Giovanni gebeten, ihn zu begleiten, weil er wusste, dass er eine Waffe besitzt, ganz legal. Natürlich sollte Giovanni nicht schießen. Er sollte verhindern, dass Coste es tat. Philippe rechnete mit einem Hinterhalt. Sicher hatte Françoise Robin gleich nach Philippes Anruf Coste informiert und sich Rat geholt. Philippe war ja klar, dass er selbst bei der Polizei nichts mehr erreichen würde, nachdem ...»

«Du hast es mir erzählt. Wenigstens ein paar Bissen, das wird dir guttun.»



«Deshalb beschloss er, Françoise Robin dazu zu bringen, etwas zu unternehmen. Immerhin ist sie Dubois' Frau.»

«Wie wollte Philippe ihr denn beweisen, dass ihr Mann lebt?»

«Mit den Fotos, die ich gemacht habe. Für die Polizei beweisen die wahrscheinlich nichts, aber Françoise Robin . . .»

«Und wenn sie in alles eingeweiht war?»

«Dann konnte sie trotzdem Philippe nicht einfach abweisen. Ich denke, er hoffte, dass er sie einschüchtern, in die Enge treiben würde. Wie er sich das vorstellte, hat er Giovanni nicht gesagt, nur, dass er auf die Reaktionen der Frau achten, sich ihre Worte genau einprägen sollte. Ob Philippe die Fotos bei sich hatte, weiß Giovanni nicht. Ich bin sicher, es war so. Außerdem kann ich feststellen, ob sie noch in der Wohnung liegen, auf dem Eckregal.»

Catherine zerkrümelte ein Stück Brot, formte eine Kugel aus der weichen Masse, schob sie in den Mund und trank Wasser hinterher, als müsste sie ein Medikament schlucken. «Und wenn nicht? Meinst du, Coste hat sie dem Toten aus der Tasche gezogen?» «Wie du redest!» «Aber, aber», der Vater machte eine Bewegung über den Tisch, auf Catherines Hand zu, die immer noch Brotkugeln formte. «Ich versuche doch nur, mir vorzustellen, wie es gewesen ist.»

Catherine starrte vor sich hin. Nach einer Weile sagte sie:

«Als Coste auf der Lauer lag und sah, dass Philippe nicht allein war, muss er seinen Plan ganz plötzlich umgestellt haben.»

«Wieso auf der Lauer?»

«Er wusste, dass Philippe nach neun Uhr kommen würde. Françoise Robin hatte diese Zeit vorgeschlagen, Philippe war einverstanden. So konnte er sich vorbereiten, vor allem mit Giovanni reden.»

«Und der war ohne weiteres bereit mitzugehen?»

«Nachdem Philippe ihm die ganze Geschichte erzählt hatte, ja. Giovanni misstraut der Polizei - grundsätzlich, sagt er, und seit gestern erst recht. Die werden ihn noch einmal vernehmen und ihm wieder nicht glauben oder annehmen, dass Philippe ihm irgend etwas vorgeschwindelt hat. Statt auf die Idee zu kommen, dass Coste lügt, verdächtigen sie Giovanni, zusammen mit Philippe in das Grundstück eingedrungen zu sein. Dabei wurden sie hereingelassen. Giovanni hat durch die Sprechanlage eine Frauenstimme gehört.»

«Aber im Haus war niemand, hast du gesagt.»

«Ja, als die Polizei eintraf. Bis dahin blieb der Frau, es muss nicht einmal Françoise Robin gewesen sein, Zeit genug, um zu verschwinden. Jedenfalls hat Coste keinen Alarm gehört, sondern sich von vornherein in der Nähe des Tores versteckt. Wären sie zusammengeblieben, sagte Giovanni, hätte Coste nicht so leichtes Spiel gehabt. Aber sie gingen ja davon aus, dass er Philippe unterwegs auflauern würde. Deshalb sollte Giovanni selber unbemerkt, doch in Philippes Nähe bleiben. Philippe fürchtete Coste, zugleich wollte er ihn provozieren. Er hoffte, irgend etwas in die Hand zu bekommen, was die Polizei veranlasste, sich doch mit dem Fall Dubois zu befassen. Philippe wollte um jeden Preis, dass es zu einem Prozess kommt.»

«Das verstehe ich», sagte der Vater. «Damit diese schrecklichen Verbrechen nicht ungesühnt bleiben.»

«Ja, sicher. Aber vor allem ging es ihm darum: Man soll erfahren, was geschehen ist. Die wirkliche Geschichte, die kein Journalist der Welt aufdecken kann. Und jetzt?» Catherine schluckte. «Woran wird man sich halten? An die Lügen von Philippes Mörder.»

«Was hast du? Ist dir schlecht? Willst du raus? Einen Schluck Wasser?»

Der Vater reichte ihr sein Glas hinüber, dann stand er auf und setzte sich neben sie. Er nahm sie in die Arme, streichelte ihr den Rücken.

«Komm, Cathie, ich bin ja da, ich helfe dir. Ganz ruhig, dir geschieht nichts, ich bin ja da. Weine nur, komm, wein dich aus.»

Er wiegte sie, drückte ihren Kopf an seine Schulter.

«Hier, nimm das, frisch gebügelt, du weißt ja, wie Mama ...»

Catherine presste das Taschentuch vor den Mund. Sie weinte und weinte. Ihr Weinen war so trostlos, dass der Vater verstummte. Er saß still da, hielt seine Tochter umarmt und wartete. Einmal würde auch das vorüber sein. Wie alles und jedes auf dieser Welt.

«Nicht schon wieder. Bitte.»

Catherine nickte. Sie presste die Lippen zusammen, versuchte zu lächeln, sah dem einfahrenden Zug entgegen, nahm den winzigen Koffer.

«Steig erst ein, ich reich ihn dir.»

«Lass nur, ich komme schon zurecht. Also, du sagst uns Bescheid, wenn du weißt, wann die Beerdigung ist.»

«Ja.»

«Was wirst du heute noch tun?»

«Ich weiß nicht. Telefonieren. Irgendwie mit diesen Formalitäten anfangen.»

«Kann dir jemand dabei helfen?»

«Wer sollte ... Doch, bestimmt. Du hast mir sehr geholfen. Danke. Umarme Mama von mir. Wir sehen uns ja bald.»

«Adieu, pass auf dich auf, Cathie.»

Der Vater stieg ein. Catherine sah ihm zu. Das mühselige Anheben der Beine, der gebeugte Rücken. Sie hatte ihn überhaupt nicht nach seiner Gesundheit gefragt, nicht zugehört, als er von der Mutter sprach. Jetzt war es zu spät. Nächstens. Sie winkte. Der Vater entfaltete sein Taschentuch und ließ es flattern. Wie früher, wenn sie in die Ferien fuhren, nur dass dann er auf dem Bahnsteig zurückgeblieben war und Jeannette und

Catherine sich weit aus dem Fenster lehnten und miteinander stritten, wer am längsten den tanzenden weißen Fleck über dem Kopf des Vaters sehen konnte.

Zu Hause rief sie Guigand an. Ob sie ihn heute noch treffen könne, sie habe etwas Dringendes mit ihm zu besprechen.

«Selbstverständlich. Jederzeit, das heißt am besten nach fünf. Kommen Sie in die Redaktion. Ich erwarte Sie.»

Als Catherine ins Zimmer trat, erhob sich Guigand. Er ging mit ausgestreckten Armen auf sie zu, ergriff ihre Rechte und drückte sie mit beiden Händen.

«Sie wissen gar nicht, wie schrecklich leid ...», seine Stimme klang gepresst. «Philippe war ein wunderbarer Mensch. Von allen meinen Mitarbeitern», er brach ab, ließ die Arme sinken, stand hilflos vor Catherine.

«Ja, setzen wir uns. Möchten Sie einen Kaffee oder ...?»

«Gern, und ein Glas Wasser, bitte.»

Er verschwand im Nebenzimmer.

Wenn er zurückkommt, fange ich gleich mit der Geschichte an. Nur nichts hören müssen, Worte des Angedenkens oder so. Ertrage ich nicht. Er soll mir helfen, das ist alles. Ein eigenartiges Büro. Nichts passt hier zueinander, und doch ist das Ganze irgendwie freundlich.

Die Welt war nicht zersprungen, das Leben ging weiter. Ihr Gedächtnis gab her, was sie brauchte. Sie wusste, dass das Licht der Abendsonne einen Raum freundlich macht, dass man danke sagt, wenn man einen Kaffee serviert bekommt, und nein danke, wenn man einen Cognac ablehnt.

«Stört es Sie, wenn ich rauche?»

«Im Gegenteil. So habe ich Gesellschaft. Wissen Sie, die Kollegen mit ihrem Nichtraucherfanatismus sind eine harte Prüfung. Bei Philippe war das anders. Ich mochte seinen Tabak sehr, der Geruch wird mir fehlen.»

«Herr Guigand», Catherine wusste, dass er jetzt sagen würde: Nennen Sie mich ...

«Alphonse. Darf ich weiter Catherine sagen?»

Sie nickte. Ihr war klar, dass sie fortan auf jede Anrede verzichten würde.

«Worum es geht: Haben Sie ein wenig Zeit, mir zuzuhören?»

«Aber ja. Solange Sie wollen.»

«Ich möchte Ihnen erzählen, weshalb Philippe umgebracht wurde. Ja, vorsätzlich ermordet.»

Guigands zweifelnder Blick, sein Stirnrunzeln störten sie.

«Sie werden bald verstehen, dass ich recht habe. Es ist eine längere Geschichte», sagte sie. «Ich will versuchen, alles der Reihe nach zu erzählen.»

14

*Wir saßen in einem kleinen Lokal nahe vom Fluss. Es war eine laue Nacht. Die Straße voller Menschen, ein südländisches Gewoge hier; im Norden der Berge.*

*Ich war wie betäubt. Die Lebendigkeit, die Lebenslust ringsum und Catherines Geschichte.*

*Sie erzählte mit erstaunlicher Ausdauer. Sie nahm nichts wahr außer ihren Erinnerungen, meinen Fragen dann und wann. Ich war sicher, sie aß, ohne etwas zu schmecken, sie wurde vom Wein immer nüchterner. Mir fiel es schwer, meine Gedanken zusammenzuhalten. Ich konnte nicht*

*glauben, was ich hörte, dabei glaubte ich ihr jedes Wort. In ihrem Brief hatte nur gestanden, dass Philippe tot ist, dass sie mich bittet, zu seiner Beerdigung zu kommen, möglichst schon vorher. Sie brauche mich, sie müsse zu mir sprechen.*

*Das tat sie nun seit dem späten Nachmittag, fast ununterbrochen. Sie beschrieb mir sogar die Starre, das furchtbare Warten eine Nacht lang. Dann den Besuch des Vaters und ihr Gespräch mit Guigand.*

*«Ein Gespräch war es eigentlich nicht. Ich habe geredet, er hörte zu. Ich war viel zu beschäftigt mit meinem Anliegen, um auf ihn zu achten. Ich dachte, wenn ich ihm alles klar und logisch darstelle, wird er mir helfen.»*

*«Wie denn helfen?»*

*«Die Geschichte an die Öffentlichkeit bringen. Doch er ... Das begriff ich erst später. Er ließ mich ausreden, er besah die Fotos, die ich ihm zeigte, bot mir immerzu etwas an, zu trinken, zu essen, eine kleine Pause, seinen Beistand. Ja, er würde mich gern nach Hause fahren. Unterwegs könnten wir weiter über die Sache reden. Aber wir schwiegen während der ganzen Fahrt. Vor meinem Haus rückte er mit der Sprache heraus. Da erst, als er es sagte, wurde mir klar, dass ich es die ganze Zeit schon gewusst hatte. Er würde die Geschichte nicht bringen. Sie könne von Anfang bis Ende wahr sein, aber es gebe keinen einzigen Beweis dafür. Die Fotos passten zu dem, was ich erzählt hatte, mehr auch nicht. Keine Zeitung der Welt könne es sich leisten, einen derart ungedeckten Bericht zu veröffentlichen, zumal in diesem Fall die Sprache der Tatsachen ... Er erwähnte den Polizeibericht über den Unfall, das Fazit der Regierungskommission, Sabatiers Bestätigung der Aussagen von Coste, schließlich das Ergebnis der Hausdurchsuchung im Wald, von der ich selbst erzählt hatte. Ich sagte nichts. Guigand sah mich besorgt an. Er verstehe mich nur zu gut, er in meiner Situation würde bestimmt genauso, ich sei eine großartige Frau,*

er bewundere meine Haltung. Ich sagte ihm und war selbst überrascht, wie freundlich es klang, dass er still sein sollte. An diesem Abend habe ich dir geschrieben, Nicolas. Ich weiß nicht, wie weiter.»

Ich wusste es erst recht nicht. Ich fürchtete, Catherines Haltung, die mir eher unheimlich erschien als wunderbar, könne jeden Augenblick Umschlagen. Ich flüchtete mich in Fragen. Sie antwortete geduldig, wiederholte und ergänzte. So prägten sich mir Einzelheiten der Geschichte ein, so vor allem hielt ich Catherine am Reden, denn solange sie sprach, dachte ich, war keine Gefahr. Plötzlich sagte sie, wir sollten jetzt aufbrechen, sie sei sehr müde, und der Tag morgen werde hart. Sie bestand darauf, mich in Philippes Wohnung zu bringen, wo ich übernachten sollte.

Dort kam es dann und war so schlimm, dass ich es nie vergessen werde.

Ich saß dabei, unfähig, ihr zu helfen. Kein Wort, keine Berührung erreichte sie. Die Nacht verging. Gegen Morgen, endlich, konnte ich miterleben, was ich bis dahin nur als Redensart kannte: den Sieg der Erschöpfung. Die einzige Hilfe.

Ein flacher Schlaf, unruhig, quälend. Irgendwann die fremde Stimme, aber sie kam von Catherine, die sagte: «Machst du uns Kaffee?»

Als wir ihn tranken, hörte ich meine Stimme, auch sehr fremd, etwas sagen, dem kein Gedanke vorausgegangen war: «Ich schreibe auf, was du mir erzählt hast. Dann sehen wir weiter.»

Catherine reagierte nicht. Ich wollte den Satz wiederholen, da stand sie auf und ging hinüber in Philippes Arbeitszimmer. Dort fing sie an zu kramen, auf dem Schreibtisch, in Schubladen und Fächern. Ich wagte nicht, sie zu unterbrechen, sie zu fragen, was sie denn suche. Ich ging duschen, heiß und kalt, ausgiebig. Als ich zurückkam, hatte Catherine die Balkontür geöffnet. Sie lehnte am Türrahmen und blickte in den Garten. Nebel und Stille. Ein blasses Licht, in dem ihre Haare grau aussahen.

«Catherine.»

Sie drehte sich um, kam auf mich zu, im Arm eine schmale schwarze Mappe.

«Philippes Aufzeichnungen», sagte sie. «Du wirst das Material brauchen, zur Ergänzung oder als Gedächtnisstütze.»

Sie sah mich an.

«Und du willst es wirklich versuchen? Wo du doch nichts davon hast und genug andere Arbeit, denk ich mir. Einfach uns zuliebe?»

Ich versicherte umständlich, dass ich es letztlich mir zuliebe tun würde. Ihre Dankbarkeit tat mir weh.

Ich schlug vor, gemeinsam zu überlegen, was bis zum Nachmittag noch zu erledigen sei, was ich ihr abnehmen könnte. Sie war jetzt ganz ruhig, konzentriert und klar.

So auch beim Abschied. Wir hatten vereinbart, uns schon vor dem Friedhof Auf Wiedersehen zu sagen. Wir umarmten uns. Ich bekräftigte mein Versprechen.

«Es bleibt bei dem, was ich dir angeboten habe», sagte ich. «Bist du einverstanden, dass ich erst wiederkomme, wenn alles fertig ist?»

«Natürlich. Danke, Nicolas. Und geh mir nicht verloren.» Während der Beerdigung sah ich sie von weitem, zwischen ihren Eltern und zwei Freundinnen. Ich hielt mich am Ende des langen Trauerzuges. Ich trat nicht ans offene Grab, ich drückte niemandem die Hand. Als die anderen damit anfangen, kehrte ich um und verließ eilig, in dem schlotternden fremden Mantel, den Friedhof, die öde Straße längs der Mauer.

Ich verließ die vor Heiterkeit leuchtende Stadt und fuhr zurück ins Gebirge.

*Wärst du hier oben beerdigt, läge auf deinem Grab schon Schnee. Ich würde tiefe Spuren hinterlassen, wenn ich dich besuchte. Solange ich an der Geschichte schrieb, konnte ich deinen Tod hinauszögern, manchmal sogar vergessen. Jetzt bist du ein zweites Mal gestorben. Für mich beginnt die Zeit, in der du mir entrücken wirst. In lebendiger Erinnerung, sagt man, um sich zu trösten, vielleicht auch, um dem Toten zu versichern, dass er fortlebt. Als könnte dich das noch berühren, wo dich nichts mehr berührt, seit du dir selber fehlst.*

*... wie schneidet ihr in das andere Herz mit euren weißen Kränzen. Euch fehlt's an Herzlichkeit. Ja, ihr Toten.*

*Ich habe den Vers gefunden in den Gedichten von Vallejo, die du mir vor fünfzehn Jahren geschenkt hast.*

*Ich weiß nicht, wie ich weiter zu dir reden soll. Du bist so abweisend geworden.*

*Meine Worte verwandeln sich in Nachrufe. Wann, zu deinen Lebzeiten, hätte ich von dir gesagt, was ich vorige Nacht auf einem Zettel festgehalten habe, es erschien mir wichtig:*

*Philippe hat sich in allem geirrt - in seinem Bild von Dubois, seinem Verdacht, den Erfolgsaussichten seines letzten Schrittes, auch in sich selbst. Und wenn ich kein Interesse an der Wahrheit hätte, sondern an der Wirklichkeit? Catherine wollte er davon überzeugen, dass er nichts sei als ein Berichtstatter, der redlich Informationen sammelt und weitergibt, unbeteiligt am Lauf der Welt, nur dazu da, ihn zu beobachten. Hätte er sich so verhalten, besäßen wir inzwischen eine Legende mehr, in einem schön aufgemachten Artikel über den Aufstieg eines Unternehmers, den ein tragischer Unfall viel zu früh aus seinem Schaffen gerissen hat. Hätte Philippe nicht so, wie andere nach der Wahrheit suchen, das tatsächliche Geschehen hinter den offiziellen Informationen entdecken wollen, hätte er Fakten hingenommen, statt nach ihrem Zusammenhang zu fragen, wäre*

*er dem Verbrechen und der Lüge nie auf die Spur gekommen. Hätte er sich nicht empört, sich nicht über seine Ahnungslosigkeit geschämt, wäre er noch am Leben.*

*Man muss zeigen, dass er recht hat.*

*Diesen Satz werde ich nicht mehr los. Vier Tage hat er mich begleitet. Heute, endlich ...*

*Ich war beim Holzspalten. Da erschien mit freundlichem Knurren Durutti. Die Puigs nennen den Wolfsspitz, der ihnen eines Tages zulief, Victor. Für mich war er lange Zeit einfach der Hund, erhaben über jeden Namen. In diesem Sommer beschäftigte er die Leute aus dem Geschichtsseminar mit seinem eigenwilligen Verhalten. Ein Anarchist unter den Hunden, sagte Remy, und weil sie gerade ein Buch über den spanischen Bürgerkrieg diskutierten, taufte sie ihn Durutti. Es kommt außerordentlich selten vor, dass er mich zu einem Spaziergang abholt. Eine Ehre, der man sich unmöglich entziehen kann. So legte ich die Axt aus der Hand und folgte ihm. Obnehin würde er mir bald zu verstehen geben, dass er meine Gesellschaft durchaus schätze, nun aber besser ohne mich auskäme, den Hang hinauf, adios. Unterwegs kam mir der Gedanke.*

*Remy. Ich sehe ihn vor mir mit seinem krausen Haar, dem runden Kindergesicht, den ausgebeulten Cordhosen. Dass der ein Staatsbeamter sein soll, wollte mir nicht in den Kopf. Ich fragte ihn selbst. Ja, er sei Untersuchungsrichter in Montpellier. Wir unterhielten uns öfter. So habe ich ihn nicht vergessen, nur, bis Durutti kam, nicht mehr an ihn gedacht.*

*Nachdem die letzte Gruppe abgereist ist, schließe ich die Kammer zu, die den Sommer über Büro heißt und sich regelmäßig in ein Papierchaos verwandelt. Erst zu Beginn der neuen Saison mache ich Ordnung. Es wird also Geduld kosten, unter all den Unterlagen, Briefen, Rechnungen*

die Adresse von Remy Linguet zu finden. Aber ich weiß, dass ich sie aufbewahrt habe. Er gab sie mir beim Abschied - für alle Fälle.

Der Fall ist da. Ich werde ihm schreiben.

Remy ist hoffentlich ein guter Jurist. Ein verbotener Historiker ist er zweifellos und so belesen, dass ich nur staunen konnte. Er unterhielt mich einen Abend lang mit Geschichten aus dem achtzehnten Jahrhundert, von Leuten, deren Namen ich nie gehört hatte. Das Salz der Aufklärung, sagte er, zu feinkörnig für das grobe Sieb unserer Geschichtsschreibung. Wer zum Beispiel denke noch an die aufsehenerregenden Prozesse, die ein gewisser Simon Henri Nicolas Linguet geführt hat, an seine Streitchriften, sein Büchlein über die Bastille, die er von innen kannte, seine damals so berühmte Zeitschrift. Ein Advokat, Journalist und notorischer Querkopf, der sich mit den mächtigsten Gruppen anlegte, und sei es um des Widerspruchs willen, der schließlich, einen Monat vor Robespierre, unter das Messer der Guillotine kam.

Wenn Remy ähnlich unerschrocken ist wie der von ihm bewunderte Namensvetter, wenn es stimmt, dass er kraft seines Amtes ein Untersuchungsverfahren einleiten kann, sofern er einen Verdacht für begründet hält, und wenn es mir gelingt, ihn von der Geschichte auf meinem Tisch zu überzeugen, dann wird er etwas tun. Ich schreibe ihm noch heute.

Die Hütte ist so niedrig, dass Castelnau zum Dachrand hinaufliegen kann. Mit einem Hammer schlägt er dicke Eiszapfen ab. Während ich näher komme, dreht er sich um und hält mir sein witterndes Gesicht entgegen.

«Bist du es, Nicolas? Wohin in aller Frühe?»

«Nach Montpellier.»

«Hast du genug vom Winter?»

«Nur für ein paar Tage. Ich besuche einen Freund.»

«Recht so. Grüß mir die Stadt und komm gesund zurück.»

«Sonst hast du keinen Wunsch?»

«Oh, doch, Schrauben. Wie diese hier.»

Er greift in die Tasche seiner Lammfelljacke, ich verwahre das dargebrachte Muster, dann verabschieden wir uns.

Auf der Straße ist niemand weiter. Ich klopfe am Haus der Puigs, aber sie hören nicht. Oder sie haben keine Lust, die Tür zu öffnen bei solcher Kälte. Auch Durutti lässt sich nicht blicken. Vielleicht ist er unterwegs zum Pass hinauf, über die Grenze. Wenn ich ihn wiedersehe, werde ich mich bei ihm bedanken.

Das Auto steht im Schafstall von Jérôme Anduze. Schafe gibt es dort längst nicht mehr, und Jérôme ist im letzten April gestorben.

Ich brauche einige Zeit, bis ich das vereiste Türschloss aufgetaut habe. Zum Glück das einzige Problem. Der Motor springt an, ich lasse ihn laufen und warte auf etwas Wärme.

Auf die Rückseite von Remys Brief schreibe ich mit steifen Fingern, es erscheint mir komisch, aber so hatte ich es mir vorgenommen. Catherine soll alles lesen. Von Montpellier aus fahre ich zu ihr mit der Geschichte, die hier endet.

Was danach kommt, werden wir sehen.

Ich wünsche mir eine gute Fahrt durch das Gebirge, das jetzt schwarz und weiß ist in allen Schattierungen.